

4. Kulturgeschichtliche Hintergründe konstruierter Verwandtschaft und geistiger Erbschaft

4.1 Literarische Familien im frühneuzeitlichen Frankreich

Im Folgenden wird zunächst aufgezeigt, inwieweit die *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne sich vor dem Hintergrund familiärer Praktiken literarischer Produktion und Kollaboration für Frankreich in der Frühen Neuzeit abhebt. Es erfolgt zunächst eine Skizze anthropologischer und literatursoziologischer Forschung für den Bereich der Familien- und Verwandtschaftsforschung, wobei eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Feldern deshalb nicht intendiert ist, da sie hier lediglich als heuristische Ansätze herangezogen werden: Die *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne ist lediglich *ex negativo* von bestimmten Konzepten abzugrenzen, um sich an ihre Alleinstellungsmerkmale herantasten zu können.

4.1.1 Anthropologische und literatursoziologische Skizzen

Die auf intellektuellem Austausch fußende Beziehung zwischen *père d'alliance* und *fille d'alliance* entspricht nicht jenem Allianz-Begriff, den Claude Lévi-Strauss 1949 in *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* prägte.¹ Als ›Allianzen‹ galten Lévi-Strauss primär affinale, das heißt im Zuge von Heirat und Verschwägerung hergestellte Relationen

¹ Vgl. dazu Lévi Strauss (1993), 166–193, und zur Diskussion der Annahmen Lévi-Strauss' Alvarado Leyton (2007). Aufgrund des christlichen Inzestverbotes wurde laut Lévi-Strauss die Wahl von Verwandtschaftsrelationen durch exogame Heirat im Sinne von ›Frauentausch‹ möglich. Darüber hinaus etablierten sich weitere Formen nicht natürlicher, sondern konstruierter, deshalb: ›künstlicher‹ Verwandtschaftsbande: Gesellschaftliches Sein fuße deshalb nicht auf natürlichen, sondern auf kulturell erst konstruierten Relationen, wobei Lévi-Strauss eine hierarchische Struktur entwirft (vgl. dazu kritisch Alvarado Leyton (2007), 172–173). Eine umfassende Diskussion dieses ethnologischen Allianz-Begriffs kann und soll im Rahmen dieser Arbeit nicht erfolgen. Deshalb sei lediglich auf die Eurozentrismus-kritischen Arbeiten David Schneiders und insbesondere Jack Goodys verwiesen, der den strukturalistischen Arbeiten Lévi-Strauss' einen auf soziale Kontexte basierenden Ansatz gegenüberstellt, der auch in der deutschsprachigen Verwandtschafts- und Familienforschung intensiv rezipiert worden ist.

zwischen Individuen sowie zwischen Gruppen. Damit entkräftete er den deszendenztheoretischen Primat der durch Blut verbundenen Gruppe als vermeintlich dominierendes Organisationsprinzip menschlicher Gesellschaften.² Zugleich wurden in der Frühen Neuzeit ›Familie‹ und ›Verwandtschaft‹ anders aufgefasst als in der Moderne. So bezieht sich unser heutiger Begriff von ›Familie‹ einerseits auf die Haushaltssfamilie, andererseits auf die Verwandtschaftsfamilie.³ Meint Erstgenanntes eine zusammenlebende Gemeinschaft, so wird unter Zweitgenanntem eine entweder durch Abstammung oder durch Heirat miteinander verbundene Personengruppe subsummiert. Allerdings wurde erst ab etwa 1800 Familie als »Medium biologischer Reproduktion und ökonomischen Erbes«⁴ gedacht. Dadurch setzte sich ein Erbverständnis durch, das auf Wissen um sexuelle Reproduktion fußte und sich an biologischen Familien orientierte.⁵ Im selben Zug kamen weitere, damit einhergehende Entwicklungen auf, die das Familien- und Erbverständnis prägten, das uns heute geläufig ist.⁶ Im christlichen Westeuropa, das unter Einfluss der lateinischen Kirche stand, setzte sich allerdings nach dem Ende des Römischen Imperiums eine von anderen Kulturreihen deutlich distinkte Vorstellung von Verwandtschaft durch.⁷ So herrschte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ein breiteres Verständnis von Verwandtschaft vor als in der Moderne, denn verwandtschaftliche Beziehungen wurden nach Durchsetzung des Christentums recht bald, spätestens ab dem 7. Jahrhundert, durch konkurrierende soziale Ordnungssysteme entlastet.⁸ So kam es,

2 Lévi Strauss (1993), 166–193; vgl. Alvarado Leyton (2007).

3 Mitterauer (2013), 7.

4 Willer/Weigel/Jussen (2013), 26.

5 Ebd., 12.: »Die historische Beobachtung ist, dass sich an der Wende zur Moderne um 1800 wesentliche Umbrüche in den Konzepten von ›Erbe‹ ereigneten, in denen wissenschaftshistorische, politische und rechtliche Zäsuren ihren Niederschlag fanden. In dieser Situation entstand überhaupt erst eine Idee vom Erbe, die biologische Verwandtschaft, Vererbung und Vermögenstransfer eng miteinander verknüpfte und einheitlichen Erbgesetzen unterstellte – mit der bürgerlichen Kleinfamilie als Modell sozialer Ordnung und als Agentur einer mehrfach transgenerationalen Erfahrung.« Vgl. außerdem ebd., 14–15, besonders 15: Um 1800 fand auch eine deutliche semantische Verschiebung statt, denn ›Erbe‹ wurde signifikant häufiger in Verbindung mit ›Gattung‹, ›Geschlecht‹ und ›Generation‹ gebracht.

6 Vgl. zu dieser ›Naturalisierung‹ ebd., 16. Vgl. zudem ebd., 14–25: Ebenfalls ab etwa 1800 setzte eine Kodifizierung des Erbrechts ein, ebenso die Futurisierung, d.h. die zunehmende Verweltlichung der Totenmemoria bis hin zur Abwertung des Toten sowie des Totengedenkens zugunsten der Aufwertung der jungen Generation (ebd., 22). Erst jetzt trat die Leiche an die Stelle des Toten, der somit seinen Status als Rechtssubjekt verlor und keine Präsenz mehr im Alltag hatte (ebd.). Naturalisierung, Kodifizierung und Futurisierung fanden sich sodann im Vorgang der Familiarisierung zusammengeführt – d.h. in der Vorstellung, dass nun nicht mehr der Haushalt, sondern die Kernfamilie »als Ursprung, erster Stand und kleinste Einheit alles gesellschaftlichen Lebens« galt (ebd., 24). Außerdem erfolgte eine Politisierung des Erbe-Begriffs, indem er mit dem Begriff der ›Nation‹ verbunden wurde, was u.a. anhand der Denkfigur des kulturellen Erbes ersichtlich wird (ebd., 25). Postmodern sei nun eine Krise sowohl des Erbrechts als auch des biologischen Erbes aufgrund eines hinfälligen Generationenvertrages respektive der epigenetischen und bioethischen Debatten zu konstatieren (ebd., 26–36).

7 Jussen (2013), 39.

8 Ebd.

dass Abstammungs- und Heiratsverwandtschaft »weit weniger soziale Funktionsbereiche organisierte als in anderen vormodernen Gesellschaften«.⁹ Vor diesem Hintergrund ist die historiographische Forschung darum bemüht, die unter einem Dach wohnende Kernfamilie als eine wirkmächtige Institution um »getrenntlebende nahe Angehörige, zwischenhäusliche Kooperationen, verwandschaftliche Netze, Nachbarn, Freunde und Freundinnen zu ergänzen [...].«¹⁰ Was solche freundschaftlichen Netze anbelangt, wurde im vorangehenden Kapitel dieser Arbeit deutlich, dass die Beziehung zwischen La Boétie und Montaigne sowie zwischen Letzterem und Marie de Gournay – beide wurden, wie gezeigt, in verschiedenen Texten als *alliance* bezeichnet – für die jeweilige Literaturproduktion und -herausgeberschaft Montaignes beziehungsweise Marie de Gournays über den Tod hinaus maßgeblich war. Zudem spielten sie bei der Sicherung literarischer Produktion für die Nachwelt eine maßgebliche Rolle.

Seit den 1960er Jahren hat zudem aus einer gruppensoziologischen Perspektive die vornehmlich deutsche Forschung gezeigt, dass gesellschaftlicher Zusammenhalt je nach Situation und sozialer Konstellation der beteiligten Personen als Verwandtschaftsbande bezeichnet wurde.¹¹ Anstelle vermeintlich biologisch fundierter Erscheinungen zeigten sich in der Frühen Neuzeit also vielmehr kulturell bedingte Formen sozialer Beziehungen, die in unterschiedlichen Kontexten und Formationen als ›Verwandtschaft‹ gedacht und gelebt wurden.¹² So reglementierten auch Mitglieder von Körperschaften, wie etwa Universitäten, Gilden und Klöster, ihre Beziehungen untereinander mit dem Vokabular der Verwandtschaft.¹³ Zudem galten beispielsweise Patenschaft sowie Blutsbrüderschaft ebenso als familiäre Verwandtschaft.¹⁴ An die Patenschaft ist auch der Begriff der ›geistigen Verwandtschaft‹ gebunden, die allerdings erneut ein anderes Phänomen bezeichnet als die auf intellektuellem Austausch fußende *alliance* zwischen Montaigne und Marie de Gournay oder als den Status der Letzteren als geistige Erbin.¹⁵ So hängt geistige Verwandtschaft mit der Institution der Patenschaft zusammen, die sich mit der allgemeinen Ausbreitung der Kindstaufe entwickelte, und zwar in dem Ansinnen, den Willen des Ungeborenen, das noch nicht des Sprechens mächtig war, zur Taufe zu bezeugen.¹⁶ Hiermit zusammenhängend kam ebenfalls im 5./6. Jahrhundert der Begriff der geistigen Verwandtschaft auf, der alle am Taufritus Beteiligten meinte, wobei für die in dieser Weise miteinander verbundenen Personen bereits im Jahr 530 unter Kaiser Justinianus ein Eheverbot stipuliert wurde.¹⁷ Hervorzuheben ist außerdem, dass ab dem 12. Jahr-

9 Ebd.

10 Lanzinger/Sauer (2007), 7.

11 Jussen (2013), 39.

12 Vgl. Jussen (2001), zitiert nach Lanzinger/Sauer (2007), 7, Anm. 2.

13 Ebd.

14 Vgl. für einen ersten Überblick zu Patenschaften Lanzinger/Fertig (2016), 8, sowie Alfani (2007).

15 Vgl. dazu Alfani (2007), besonders 26–28.

16 »Die Taufe von Kindern stellte eine heikle rituelle und theologische Frage dar, weil der Ritus eine aktive Beteiligung und den Einsatz des gesprochenen Wortes erforderte. Hier boten sich die PatInnen als Lösung an, die bei der Tauffeier anstelle des Kindes auf die Fragen des Zelebranten antworten konnten. Die Kirche erkannte sodann den PatInnen, zusammen mit den Eltern, die Rolle von Tutoren in der christlichen Erziehung des Kindes zu.« Ebd.

17 Ebd.

hundert eine systematische Ausgestaltung der Patenschaft erfolgte, wobei die Relation zwischen Pate oder Patin und Täufling sowie zu als auch zwischen anderen Familienmitgliedern als *paternitas spiritualis*, *compaternitas spiritualis* sowie *fraternitas spiritualis* bezeichnet wurde.¹⁸

Für die Patenschaft lässt sich also festhalten, dass sie auf spirituell-christlichen Verbindungen beruhte, die mit einem Eheverbot – also dem Ausschluss von Sexualität – belegt waren und für ihr Inkrafttreten eines öffentlich-gemeinschaftlichen Aktes bedurften, der erst mit der Kindstaufe gegeben war. Diese patenschaftlichen Relationen fanden sich unter dem Terminus ‚geistige Verwandtschaft‘ subsumiert und wurden näher mittels Begrifflichkeiten gefasst, die wiederum durch Termini kommuniziert wurden, die sich am Verwandtschaftsvokabular orientieren. Wie später noch deutlich werden wird, war im Vergleich hierzu eine *alliance*-Beziehung zwar meist ebenfalls von Sexualität befreit, doch herrschte kein Verbot, eine sexuelle oder amouröse Beziehung einzugehen, weshalb durchaus Grauzonen für schwärmerische Gefühle und sexuelle Anziehung vorstellbar waren. Zudem wurzelten, was ebenfalls noch herauszustellen sein wird, *alliance*-Verbindungen nicht in einer spirituell-christlichen Basis, die im Akt der Taufe publik wurde, sondern waren vielmehr von einer intellektuellen Sympathie getragen, die zumeist durch mono- oder bilateral orientierte Widmungen in Texten ihren Ausdruck fand, welche wiederum in ihrer Nomenklatur wie Verwandtschaftsrelationen ausgerichtet waren. Denn literarische Produktion und gegenseitige Widmungen galten in der Frühen Neuzeit als wichtige Faktoren für die Darstellung und den Erhalt des sozialen Status.

Mit *Born to Write. Literary Families and Social Hierarchy in Early Modern France*, einer literaturosoziologischen Studie, untersucht Neil Kenny den Zusammenhang zwischen sozialem Status und von – insbesondere biologischen bis hin zu konstruierten – Familien ausgehender Literaturproduktion im frühneuzeitlichen Frankreich, wobei er auch den Fall Marie de Gournay und Montaigne betrachtet.¹⁹ Bevor hierauf näher eingegangen wird, ist zu präzisieren, dass Kenny in seiner Monographie für den Zeitraum ab Ende des 15. Jahrhunderts bis ins beginnende 17. Jahrhundert die Produktion und Übertragung von gelehrter Literatur im Konnex von Familie, Abstammung und sozialem Aufstieg betrachtet sowie neben historischen und methodologischen Grundlagen vor allem literaturosoziologische Daten auswertet und zwei Fallbeispiele näher beleuchtet: jenes der Fa-

¹⁸ Alfani (2007), 27, erläutert »die drei Komponenten des ‚Systems‘ der geistigen Verwandtschaft«, und zwar »die *paternitas spiritualis*, das heißt das direkte Band zwischen Pate/Patin und Patenkind, die *compaternitas spiritualis*, welche den Paten/die Patin und die Eltern der Patenkinder verband, und die *fraternitas spiritualis*, die eine geistige Verwandtschaft zwischen den (leiblichen) Kindern von Pate/Patin und ihren Patenkindern begründete.«

¹⁹ Vgl. dazu und zum Folgenden Kenny (2020), 3–9.

milie Marot²⁰ sowie das der Familie Brouart-Vatable-Bérolade-Vervilles.²¹ Von 2.239 von Kenny recherchierten Literaturproduzentinnen und -produzenten in Frankreich für den Zeitraum 1450 bis 1600 stammten rund ein Viertel – genauer 503 Personen – aus 205 Familien.²² Dies macht eine durchschnittliche Verteilung von 2,45 Personen als Literaturproduzentinnen und -produzenten pro Familie aus.²³ Kennys Hauptthese besagt, dass die Produktion literarischer Werke für Familien des Ancien Régime eine maßgebliche Rolle in ihren Bestrebungen spielte, sozial aufzusteigen und ihren sozialen Status zu sichern.²⁴

Die Zeit des Ancien Régime war eine tief vom christlichen Glauben durchwirkte Gesellschaft, die sich als irdische Spiegelung der himmlischen Hierarchien verstand: Jedes Individuum, das sich so notwendigerweise in verschiedene gesellschaftliche Hierarchien eingebunden fand, leitete seinen sozialen Status aus dem Prestige ab, das ihm die öffentliche Funktion verlieh, die es innehatte – etwa als Geistlicher, als Magistrat, als Ritter oder als Herrscher.²⁵ Dieser Vorstellung folgend besaßen lediglich die höheren Stände eine entsprechende Form von Würde, während nach dieser Logik weite Teile der Bevölkerung, die keine gehobenen Funktionen bekleideten, ihrer entehrten.²⁶ Die Geburt möglichst in eine adelige Familie spielte somit eine maßgebliche Rolle für den sozialen Status. Dabei ermöglichte die in Frankreich einzigartige, expansionistische Zunahme von Praktiken des Ämterkaufs insbesondere im 16. Jahrhundert durch die an sie gebundene Möglichkeit der Anoblierung, unter anderem aufgrund der Hochrangigkeit des bekleideten Amtes, eine gewisse soziale Mobilität.²⁷ Im ereignisgeschichtlichen Teil dieser Arbeit wurde anhand des Aufstiegs der Familie Montaigne bereits illustriert, dass

20 Auch Lyrik war eine Form der textuellen Produktion, die sozialen Aufstieg bedingte, und sie spielte oftmals eine duale Rolle, da sie sowohl Letzteres ermöglichen als auch soziale Hierarchien darstellen konnte. In diesem Rahmen untersucht Kenny über zwei Kapitel hinweg, welche Rolle die Lyrik für den sozialen Aufstieg der gesamten Familie Marot spielte, und betrachtet schließlich Clément Marots lyrische Texte sowie seine Art und Weise, darin und damit über soziale Hierarchien mit seinen Leserinnen und Lesern zu kommunizieren. Clément Marot war Sohn des ebenfalls wirkmächtigen Lyrikers Jean Marot (um 1450/1460–um 1526/27): Der Sohn schrieb in einer Art und Weise über familiäre Verflechtungen und sozialen Status, die von Humor, aber auch Unsicherheit, Verletzlichkeit und Ängsten geprägt war – ein Vorgehen, das es aus Sicht Kennys Marots Leserinnen und Lesern ermöglichte, sich mit seinen Aussagen zu identifizieren. Vgl. zur Familie Marot Kenny (2020), 234–296.

21 Vgl. dazu ebd., 297–359.

22 Ebd., 63.

23 So meine eigene Berechnung.

24 »A central claim of the present study is that, from about the late fifteenth century onwards, literature and learning acquired increased importance for the social position of noble and elite-commoner families in France.« Kenny (2020), 10. Allerdings war dieser Aufstieg, auch wenn er schnell erfolgte, fragil – wie Kenny hier nochmals in Bezug auf die Familie Marot, bemerkt: »The ascent was meteoric, but fragile too, and it did not embrace all members of the family in the manner that often characterized, for example, ascent through royal legal or financial office.« Ebd., 234.

25 Ebd., 4–5. Kenny nennt zur Veranschaulichung das von Charles Loyseau (1564–1627) 1610 elaborierte Panorama sozialer Hierarchien, *Traité des ordres et simples dignités*.

26 Ebd.

27 Vgl. dazu und zum Folgenden ebd., 6–11.

sie aufgrund der im 15. Jahrhundert noch bestehenden Möglichkeit der Anoblierung auf Zeit, das heißt mittels Nachweis eines adeligen Lebensstils über drei Generationen hinweg, in den Adelsstand erhoben worden war. Was das soziale Prestige anbelangt, war der Status dieser neuadeligen *robins*,²⁸ die ab dem 17. Jahrhundert terminologisch als Angehörige der sogenannten *noblesse de robe* firmieren sollten,²⁹ jedoch brüchig: Selbst erfolgreich Anoblierte – Kenny nennt die Familien Montaigne sowie de Thou als Beispiele – konnte ihr Status stets vom alteingesessenen Adel streitig gemacht werden, zumindest was den öffentlichen Ruf und das soziale Prestige betraf.³⁰

Folglich muss der Einfluss von gelehrter Literaturproduktion und, im Falle Montaignes und seiner Familie, von auch über den Tod hinaus fortgeföhrter Literaturproduktion als notwendige Strategie gesehen werden, den sozialen Status zu sichern und das Ansehen zu mehren – im Übrigen ein bisher noch zu wenig beachteter Faktor in der Literatur- und Kulturgeschichte für diesen Zeitraum.³¹ Vor diesem Hintergrund stuft Kenny die Relation zwischen Marie de Gournay und Montaigne als prominenten, jedoch ungewöhnlichen Fall einer über das Ableben eines *alliance*-Partners hinausgehenden literarischen Kollaboration und Produktion ein.³² Hierbei hätten eigentlich desaströse Zufälle eine günstige Rolle gespielt, und zwar zum einen das verfrühte Ableben Guillaume le Jars, des Vaters Marie de Gournays, zum anderen das Ausbleiben eines männlichen Erben im Hause Montaigne.³³ Jedoch sind wie erwähnt keinerlei schriftliche Verfügungen Montaignes überliefert, die Marie de Gournay beträfen und zudem den Verbleib der letzten Fassung seines Werks erhellen könnten – im Gegensatz zu der testamentarischen Ernennung Montaignes zum Erben des geistigen Nachlasses La Boéties.

Als Vater einer einzigen ins Erwachsenenalter gekommenen Tochter sah sich Montaigne bereits hinsichtlich der Sukzessionsregelungen seines materiellen Erbes – allen voran seines Anwesens – einigen Problemen gegenüber, wie auch Jean Balsamo betont.³⁴ Die Tatsache, dass er keinen Sohn hatte, der seinen materiellen Besitz übernehmen und den Namen ›Montaigne‹ hätte weitertragen können, stellte ein schwerwiegendes Problem für ihn dar. Schließlich musste er feststellen, dass er »der Letzte seines Standes« war, so seine Aussagen in »Von der Eitelkeit« (III,9).³⁵ Auch in »Von der Zuneigung der Vä-

28 Vgl. hierzu auch den Artikel von Jouanna (2018) und ihre Erläuterung der Bedeutungsdimensionen, die Montaigne dem Terminus *noblesse* verleiht.

29 Vgl. ebd., 11.

30 Ebd.

31 Kenny (2020), 38.

32 »Alliance could occasionally be stretched still further: an unusual but prominent case that we will encounter is that of Marie de Gournay's posthumous editing of Michel de Montaigne's *Essais* in her capacity as his adoptive daughter (*fille d'alliance*).« Ebd., 32.

33 »The opportunity for this strange alliance was created by her natural father, Guillaume le Jars, dying in 1577, eleven years before she first met Montaigne, and also perhaps by Montaigne himself lacking male heirs.« Ebd., 138.

34 Vgl. dazu Balsamo (2018e).

35 Dies bemerkte Montaigne im Kontext der Schilderung von Renovierungsarbeiten in und an seinem Anwesen, das er mit dem Andenken an seinen Vater verbindet: »Mon père aimait à bâtrir Montaigne, où il était né : et en toute cette police d'affaires domestiques, j'aime à me servir de son exemple et de ses règles ; et j'y attacherai mes successeurs autant que je pourrai. [...] Je me glorifie que sa volonté s'exerce encore et agisse par moi. [...] Et accuse ma fainéantise [...].«

ter zu ihren Kindern» (II,8)³⁶ spielt er darauf an, dass er lediglich eine Tochter habe.³⁷ Dabei griff Montaigne zu einer sehr ungewöhnlichen Art der Nachlassregelung, denn statt eines Testaments nutzte er den anlässlich der ersten Hochzeit seiner Tochter Léonor erstellten Vertrag, um Bestimmungen zur Zukunft seines Anwesens festzuhalten.³⁸ Auffällig ist hier insbesondere die Substitutionsregelung Montaignes, mit der bestimmt wurde, dass allein männliche Nachkommen aus Léonors Ehe den Namen Montaigne und das Wappen des Hauses weitertragen sollten und ihnen das Anwesen zufallen durfte – eine Haltung, die überrascht, denn Montaigne hatte sich eigentlich, so bemerkt Balsamo, an verschiedenen Stellen in *Les Essais* gegen allzu rigide patrilineare Nachlassbestimmungen ausgesprochen.³⁹ Dies zeigt, dass die tatsächlichen Übertragungspraktiken von den Ausführungen in Paratexten oder literarischen Texten stark abweichen konnten. Umgekehrt bedeutet das Fehlen von Nennungen in literarischen oder zum Beispiel juristischen Texten allerdings nicht, dass keinerlei Sukzessionsregelungen bestanden. Denn, um noch einmal auf das Hinterlassen von Montaignes geistigen Erzeugnissen zurückzukommen, mit seiner biologischen Tochter Léonor hätte Montaignes sehr wohl eine Person zur Verfügung gestanden, die sich der *Essais* als Editorin prinzipiell hätte annehmen können.⁴⁰ Da allerdings die Hinterbliebenen Montaignes diese Rolle Marie de Gournay zuwiesen, bleibt es im Bereich der Mutmaßungen, ob die Präsenz eines männlichen Erben hieran etwas geändert hätte.⁴¹ Folglich handelt es sich um einen außergewöhnlichen Fall posthumer familiärer Kollaboration, der nun näher beleuchtet wird.

4.1.2 Marie de Gournay und Montaigne – ein außergewöhnlicher Fall (posthumer) Kollaboration

Ein von der Forschung zwar erwähnter, aber oftmals bei der Bewertung Marie de Gournays in Bezug auf ihre Rolle für die Familie Montaigne nicht ausreichend betonter Gesichtspunkt ist jener der Pflege des sozialen Status des verstorbenen *père d'alliance*. Jean Balsamo bemerkt hierzu, dass sie 1594 durch die Publikation ihres ersten, nach Montaignes Tod veröffentlichten Romans *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* mit der darin enthaltenen Widmungsepistel die Anrede »feu Monseigneur Montaigne« formulierte.

Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 995. Vgl. dazu Balsamo (2018e), 1073: »Montaigne en effet n'avait pas de fils ; drame pour un gentilhomme qui voyait ainsi s'interrompre la « race » dont il se considérait « le dernier possesseur »[...].«

³⁶ Vgl. dazu erneut Balsamo (2018e), 1073: »Aussi dut-il prévoir de complexes mesures de substitution pour préserver la transmission de Montaigne et de ses biens, et c'est dans ce sens, comme expression de ce regret qu'il faut comprendre le parallèle entre les enfants et les livres qui clôt II,8, et l'expression restrictive « c'est tout ce que j'ai d'enfants » qui accompagne une des rares mentions de Léonor dans les *Essais*.«

³⁷ Ebd.

³⁸ Vgl. dazu ebd. sowie Balsamo (2018b), 1822–1823: Montaigne stipulierte darin, dass seiner Frau die Hälfte des Nießbrauchs des Anwesens zukommen sollte, mit einem Vorbehalt von 10.000 écus. Der Nießbrauch sollte an Léonor und schließlich an ihre nachgeborenen Kinder in männlicher Linie übergehen.

³⁹ Vgl. dazu ebd.

⁴⁰ Vgl. erneut Kenny (2020), 138.

⁴¹ Ebd.

Diese Anrede sieht Balsamo als ›Inszenierung‹ an, da Marie de Gournay damit eine Montaignes Adelsstand eigentlich übersteigende Bezeichnung verwendet habe. Allerdings habe sie hierbei lediglich ihren *père d'alliance* imitiert, denn in ähnlicher Weise hatte zuvor Montaigne mit *Lettre à son père sur la mort d'Étienne de La Boétie* – jenem im Rahmen dieser Arbeit bereits vorgestellten, an seinen eigenen Vater adressierten Brief über den Tod La Boéties – seinen eigenen, leiblichen Vater mit »Monseigneur« betitelt und ihn so ebenfalls standesmäßig damit überhöht.⁴² Zudem habe Marie de Gournay in ihren zu Ehren der Familie Montaignes verfassten lyrischen Texten – den *Quatrains pour la maison de Montaigne* – eine erstaunliche Sensibilität sowie ein detailliertes Wissen um die feinen Abstufungen in der standesgemäßen Bezeichnung einzelner Familienmitglieder des Hauses Montaigne bewiesen.⁴³ Diesbezüglich ist nochmals an die Referenzen Marie de Gournays auf Montaignes Ehefrau im Vorwort zu der ersten von ihr besorgten Edition von *Les Essais* zu erinnern.⁴⁴ Eine erneute Betrachtung dieser Textpassagen unter dem Gesichtspunkt des sozialen Status lässt einen weiteren Schluss zu, nämlich den, dass bei diesen beiden Textstellen weniger der neuadelige Status von Montaignes Frau akzentuiert wird, sondern vielmehr ist es ihre Rolle als maßgebliche Helferin bei der Breitstellung der Aufzeichnungen Montaignes, die Marie de Gournay hier hervorhebt.

Somit kann festgestellt werden, dass Marie de Gournay sich nicht nur mittels textueller Referenzen als Teil der Familie ihres *père d'alliance* gerierte, sondern als deren Repräsentantin fungierte, indem sie das Bild einiger Familienmitglieder der Familie Montaigne – allen voran jenes von Montaignes Witwe sowie jenes der Tochter Léonor – entscheidend prägte. Hierbei ist ein von der Forschung bisher wenig beachteter Aspekt, dass die Ausgestaltung sowie Absicherung des sozialen Status in beide Richtungen erfolgte. Was oftmals aufgrund des Fokus auf Marie de Gournays literarische Karriere wenig beachtet wurde, ist, dass sie als verarmte Adelige über ihre Rückbindung an die Familie Montaigne als deren ›Familienmitglied‹ nicht nur eine literarische, sondern auch eine soziale Absicherung erfuhr. Schließlich konnte sie sich so als den Montaignes Nahestehende und gar als Zugehörige einer angesehenen Familie des Amtsadels präsentieren. Bereits diese Ausführungen machen deutlich, dass Zuschreibungen in Paratexten sowie in und durch literarische Texte in der Frühen Neuzeit ein wirkmächtiges Instrument zur Sicherung sowie zum Ausbau des sozialen Status sein konnten. Das galt auch für den Sta-

42 »L'ostentation du nom et des titres participait de cet ordre nobiliaire et de sa reconnaissance ; Montaigne en avait joué bien avant 1580, lorsqu'il employait dans une publication une formule de cérémonie supérieure à l'appel d'usage, en adressant la lettre sur la mort de La Boétie à « Monseigneur » de Montaigne son père, et de la même manière, vingt ans plus tard, M^{lle} de Gournay participera à cette mise en scène en adressant le Proumenoir à « feu Monseigneur de Montaigne ». Mais si la première formule était excessive pour qualifier Pierre Eyquem, la seconde avait valeur de confirmation.« Balsamo (²2018a), 1327.

43 »M^{lle} de Gournay marquait soigneusement cette distinction dans ses Quatrains pour la maison de M., en appelant « mademoiselle » la mère de Montaigne, épouse d'un simple écuyer, et ses sœurs, épouses de parlementaires, mais en honorant de l'appellatif « madame » son épouse Françoise de La Chassaigne ainsi que sa fille, elle-même, lors veuve du chevalier de La Tour.« Ebd. Vgl. hierzu erneut Die *Quatrains pour la maison de Montaigne* Gournay (2002bb): *Bouquet poétique*, 1904–1908.

44 Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 281, Anm. 3.

tus von Personen und Familien als Literaturproduzentin oder Literaturproduzent. Und eben dies konnte ebenfalls zum sozialen Prestige beitragen und war auch im Falle Marie de Gournays und Montaignes gegeben: Die geschickte Handhabung von Paratexten ermöglichte verwandtschaftliche Ein- und Zuschreibungen, wie sie sich hier mit dem Insinuieren Marie de Gournays in den Dunstkreis der Familie Montaigne deutlich zeigen. Darüber hinaus ermöglichen Texte es, konstruierte Verwandtschaftsrelationen zu spiegeln und, wie im Folgenden deutlich wird, maßgeblich mitzugestalten.

Kenny zieht als literarische Quelle für die in seinen Worten »strange alliance«⁴⁵ zwischen Marie de Gournay und Montaigne den bereits weiter oben genannten Auszug aus dem ersten, dem ›langen‹ Vorwort von *Les Essais* heran, in dem Marie de Gournay für sich einen ›Vaterwechsel vom leiblichen zum geistigen Vater konstruiert.⁴⁶ Ziehe sie mit jener Textstelle Montaigne ihrem biologischen Vater vor, habe sie der für den Adel charakteristischen, obsessiven Haltung zum Blut als Verwandtschaftsnachweis eine Absage erteilt, denn schließlich sei es Montaignes Essenz und nicht jene ihres leiblichen Vaters – des allerdings ebenso tugendhaften Guillaume le Jars –, die sie hier für sich beanspruche, so Kenny.⁴⁷ Dies sei der Grund, weshalb sie in jenem Textabschnitt betone, ihrem *père d'alliance* ähnlich zu sein.⁴⁸ Zudem vertritt Kenny die These, dass die verarmte Schwertadelige Marie de Gournay sich das Epitheton *fille d'alliance* aus einer sozialen Verlegenheit heraus zugeschrieben habe, da sie keinen anderen Titel besessen habe, den Frauen ihres Standes in der Regel durch Heirat erwarben oder den sie ohnehin gehabt hätte, wenn sie ein Mann gewesen wäre.⁴⁹ Hierbei berücksichtigt Kenny jedoch nicht, dass Marie sich bereits mit der Wahl des Namens ›de Gournay‹ auf das von ihrem leiblichen Vater erworbene Anwesen bezog und damit selbstbewusst, obgleich letztendlich ihr älterer Bruder das Grundstück erbte, die patrilineare Sukzessionspraxis konterkarierte – und zwar auf ebenjene antipatriarchale Weise, die Kenny für das als ›Dames Des Roches‹ bekannte Mutter-Tochter-Gespann Madeleine Neveu und Catherine Fradonnet feststellt. Deren für ihre literarischen Publikationen sowie für die Empfänge in ihrem Salon in Poitiers genutzter Name geht auf ein Anwesen zurück, das die Familie Neveu erworben hatte.⁵⁰ Im Fall Marie de Gournays aber war sie es selbst, die eigenmächtig den Namen des väterlichen Familienanwesens in der Picardie annahm und somit ihre Gleichrangigkeit mit Guillaume le Jars' hinterlassenem Gut herausstellte. Obgleich Marie de Gournays Status eine außergewöhnliche Ausprägung fingierter Vaterschaft bedeutet, sieht Kenny ei-

45 Balsamo (²2018b: 1822–1823).

46 Ebd.; vgl. dazu erneut Gournay (2002h): *Préface »longue«*, 281–282.

47 »The above passage refutes the obsession with blood that characterized the nobility: although Marie de Gournay's father was virtuous, it is not his essence but Montaigne's that passed to her – a notion she developed in the initial, 1595 version of the Preface by claiming that ›j'étais toute semblable à mon Pere‹ [...].« Kenny (2020), 138.

48 Ebd.

49 »Had she been a married woman or else a man of her social milieu, then she would have had other titles, even if they were borrowed from her husband; her using that of ›fille d'alliance‹ is thus represented in the 1635 version [of *Les Essais*] as the improvised filling of a social gap.« Ebd.

50 Vgl. dazu ebd., 114. In Bereichen, die Rechts- und Finanzaspekte tangierten, behielten Mutter und Tochter allerdings ihre bürgerlichen Namen, Neveu beziehungsweise Fradonnet, bei. Vgl. dazu erneut ebd., 115.

nen ähnlichen Fall bei dem als Vater fungierenden Jean Calvin (1509–1564) für von ihren Familien aufgrund ihres neuen Glaubens ausgestoßene Hugenotten.⁵¹ Das Gleiche sei beispielsweise für die Humanisten Jean Dorat (1508–1588) und François Vatable (um 1495–1547) festzustellen, die zahlreichen Jungen als Leitfiguren und ‚Väter‘ galten, nachdem etwa der leibliche Vater verstorben war oder wenn, weniger dramatisch, die jungen Männer das Elternhaus verließen, um sich in einer anderen Stadt in einem *collège* Bildung anzueignen.⁵²

Die hauptsächliche literarische Kollaboration zwischen Marie de Gournay und Montaigne fand posthum statt. Das kam in der Frühen Neuzeit durchaus häufiger vor.⁵³ Meist rührte dies von der Tatsache her, dass in jenem Zeitraum die grundlegende Prekarität der Lebensverhältnisse und unerwartete Todesfälle jede noch so ausgeklügelte Planung zunichten machen konnten, die eine Übertragung und Sukzession betraf. Deshalb mussten Familien beständig neue Strategien entwickeln, um den eventuellen Wechselfällen des Lebens zu begegnen.⁵⁴ Folglich war es nicht per se ungewöhnlich, wenn die *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne über das Ableben des Letzteren hinausging. Denn postume Editions- und Publikationstätigkeiten – als bewusste, kollaborativ von einem oder mehreren hinterbliebenen Familienmitgliedern verrichtete Arbeit – waren im Frankreich der Frühen Neuzeit häufig anzutreffen.⁵⁵ Sie waren derart verbreitet, dass sie weder als bloßer Nebeneffekt einer damals ohnehin höheren Sterberate und Sterbewahrscheinlichkeit noch als alleinige Auswüchse frühneuzeitlicher Memorialpraxis gelten können.⁵⁶ Vielmehr muss davon ausgegangen werden, dass es sich hierbei um eine verbreitete Strategie von Familien handelte, denen ein oder mehrere literarische Urheberinnen und Urheber entsprangen, um nach dem Ableben einer Literaturproduzentin oder eines Literaturproduzenten für das Nachleben von dessen geistigen und schriftlichen Erzeugnissen Sorge zu tragen.⁵⁷ Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass erst ihre Tätigkeit als Herausgeberin, der Umfang und die Dauer dieses Wirkens, aber auch der Umstand, dass Marie de Gournay zu keinem Zeitpunkt von Montaigne oder dessen Familie adoptiert wurde, ihre *alliance*-Beziehung zu Montaigne außergewöhnlich machten. In der Tat betont Kenny, es sei trotz dieser konstruierten Familiarität zwischen Montaigne und Marie de Gournay für damalige Verhältnisse höchst außergewöhnlich gewesen, dass *Les Essais* als eines der einflussreichsten Werke der Frühen Neuzeit ab 1595

51 Vgl. ebd., 138.

52 Vgl. ebd.

53 »As in the example of Gournay and Montaigne, much or in some cases all of the collaboration took place after the death of one of the parties.« Ebd.

54 Dousset (2009), 478.

55 »The collaboration was often spread out over decades and even centuries.« Kenny (2020), 137.

56 »Sometimes it was largely conscious on the part of all parties: for example, it was so common to edit and get published posthumously a family member's work that this can be understood not just as an accidental side effect of unpredictable mortality (in a period when life was generally shorter and medicine more basic than today), and not just as post-mortem memorializing, but also as a family strategy based on the likelihood that death would often interrupt the completion and publication of works.« Ebd., 32.

57 Ebd.

über Jahrzehnte hinweg von einer Frau herausgegeben wurden – einer Frau, die zudem jung und nicht mit Montaigne blutsverwandt war.⁵⁸ Kenny erwähnt insbesondere den sozialen Aufstieg der Familie Montaigne im Laufe seiner Monographie mehrfach, bleibt jedoch bei seinen Ausführungen zur Causa Marie de Gournay und Montaigne auf nur wenigen Seiten bewusst summarisch. Das ist allerdings auch der Struktur seiner breit angelegten Studie geschuldet, die eine Vielzahl literatursoziologischer Fälle einordnet und miteinander vergleicht.

Den Fall Montaigne und Marie de Gournay zählt Kenny zu jenen familiären Genealogien in Sachen literarischer Kollaboration, die er als »nicht nach Plan« verlaufend bezeichnet und unter der Devise ›Allianz und Illegitimität‹ abhandelt.⁵⁹ Solcherlei Verbindungen konstituierten sich beispielsweise aufgrund innerfamiliärer Verwerfungen infolge unterschiedlicher konfessioneller Bekenntnisse, wegen außerehelicher Nachkommen oder durch das Fehlen eines männlichen Erben.⁶⁰ Aus solchen Ausgangssituationen konnte eine postume Kollaboration im Sinne der Sicherung und Drucklegung eines oder mehrerer Texte erwachsen – gemeint sind hier also nach dem Ableben einer Texturheberin oder eines Texturhebers einsetzende verschiedene Teilschritte, die oftmals nur partiell von einem oder mehreren Familienmitgliedern ausgeführt wurden.⁶¹ Diese Tätigkeiten wurden zwar oftmals von blutsverwandtschaftlich verbundenen, als legitim anerkannten Familienmitgliedern ausgeführt, jedoch konnte es ebenso vorkommen, dass angeheiratete oder illegitime, zumeist männliche Nachkommen sie übernahmen.⁶² Dazu konnte die Suche nach einem Verleger ebenso gehören wie das Verfassen eines Vorworts, die Übersetzung des ursprünglichen Textes oder sogar dessen Fortschreiben, wobei Angaben zur familiären Kollaboration sich in Paratexten wie dem Titelblatt wiederfinden konnten, aber nicht mussten.⁶³ Bei Marie de Gournay fällt auf, dass sie als nicht blutsverwandtschaftliche und weibliche ›Erbin‹ Montaignes alle der genannten Funktionen übernahm: Sie gab den Text heraus, korrigierte und übersetzte ihn teilweise, zudem verfasste sie als Verteidigungen des Werks angelegte Vorworte zu *Les Essais* mit der prominent platzierten Betitelung *par sa fille d'alliance*.⁶⁴

Erinnert sei allerdings daran, dass Marie de Gournay sich nicht nur als Familienmitglied der Familie Montaigne stilisierte, sondern sich mit Étienne de La Boétie gleichstellte, was ihre Freundschaft zu Montaigne anbelangt.⁶⁵ Damit stellte sie sich geradezu

58 »Familiarity should not lead us to underestimate the sheer unusualness of edition after edition of one of the period's most influential works, Montaigne's *Essais*, appearing for decades from 1595 onwards with prefaces and editorial interventions by a woman, Marie de Gournay, who was not only young at the outset but was not even a blood relative (Montaigne had died in 1592).« Ebd., 137.

59 »Not Going to Plan« lautet der Titel des 10. Kapitels von Kenny (2020), 137–176, wobei »Alliance and Illegitimacy« das erste Unterkapitel ausmacht, ebd., 137–144.

60 Ebd., 137.

61 Vgl. dazu und zum Folgenden ebd., 32–33.

62 Ebd., 32: »Such collaborators occasionally included illegitimate offspring (in practice always sons, to my knowledge).«

63 Ebd.

64 Vgl. erneut Gournay (2002h): *Préface »longue«*, 275, Anm. B, sowie 282, Anm. A.

65 Vgl. dazu erneut Magnien (2018a), 1030.

in einen Wettstreit zu dem von Montaigne so geliebten Freund, für den er – dies haben die Ausführungen im vorausgehenden Kapitel gezeigt – ebensolche Dienste der posthumen Herausgabe sowie der Verteidigung seiner Schriften geleistet hatte, wie sie es nach Montaignes Ableben für ihn und sein Werk tun sollte. Inwieweit jedoch die Bezeichnung ›Freundschaft‹ überhaupt in der Frühen Neuzeit für eine Verbindung zwischen Männern und Frauen Anwendung fand und für diese *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne gelten kann, muss separat betrachtet werden. Darüber hinaus ist zu thematisieren, dass der Aspekt des vermeintlichen oder tatsächlichen Fortschreibens von *Les Essais* durch Marie de Gournay sich für die Forschung ab dem 19. Jahrhundert als besonders problematisch herausstellte. Zunächst wird aber auf zwei konkrete Funktionen des frühneuzeitlichen Familienverbandes für den Bereich der Literaturproduktion eingegangen, um aufzuzeigen, in welcher Weise Marie de Gournay diese ausübte.

4.1.3 Marie de Gournay – zwischen Familienliteratur und Familienfunktion

Kenny prägt zwei Termini für den Zusammenhang zwischen Familien und Literatur, zum einen die eher praktisch orientierte Familienliteratur (*family literature*)⁶⁶ und zum anderen die eher repräsentativ angelegte Familienfunktion (*family function*).⁶⁷ Familienliteratur meint gelehrte Schriftproduktionen, die innerhalb ein und derselben Familie entstand, wobei Kenny hierzu zwei von ihm identifizierte, miteinander korrespondierende Formen zählt, die er beide unter diesem Begriff subsumiert.⁶⁸ Gemeint ist mit Familienliteratur, dass aufeinander folgende Literaturproduzentinnen und -produzenten erstens nicht nur das Werk oder die Werke eines Elternteils herausgaben, sondern zweitens selbst eigenständig Literatur verfassten.⁶⁹ Unter ›Literaturproduzentinnen und -produzenten‹ versteht Kenny hier Autorinnen und Autoren, Herausgeberinnen und Herausgeber sowie Übersetzerinnen und Übersetzer.⁷⁰ Dabei legt er einen weiten Literaturbegriff an, der im Sinne der zeitgenössischen Termini *bonae litterae*, *litteratura* und *belles lettres* sowohl fiktionale als auch gelehrt nicht-fiktionale Texte umfasst.⁷¹ Oftmals resultierte Familienliteratur in der mal direkten, mal indirekten Repräsentation innerfamiliärer Bande in und durch Literatur, wobei nicht nur Löbliches, sondern auch kritische und ironische Bemerkungen sowie Konflikte durchschienen, wie sie in jeder anderen frühneuzeitlichen Familie auch vorkommen konnten.⁷² Wichtig bei der

⁶⁶ Ebd., 32–34.

⁶⁷ Ebd., 35–41.

⁶⁸ Vgl. ebd., 33: »In other words, I use the phrase for works that emanated from a family that spawned more than one literary producer, including, but not limited to, works that were co-produced by family members.«

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd., 32.

⁷¹ Vgl. dazu ebd., 33–34 sowie 34, Anm. 6.

⁷² Ebd., 33: »The works themselves often provided direct or indirect representations of the relationships between the author and other literary producers in the family. [...] But they could be more distanced, or even ironic and critical, while still being situated within the family framework. Families of literary producers were just as prone to internal conflict as were early modern families in general. And much of that conflict involved questions of social status.«

Familienfunktion ist, dass Literatur aus einer Familie von Literaturproduzentinnen und -produzenten entstammte, jedoch diese familiäre Herkunft des oder der Werke nicht notwendigerweise sichtbar wurde – etwa durch einen Hinweis darauf auf dem Titelblatt oder in Paratexten.⁷³

Von der Familienliteratur abzugrenzen ist die Familienfunktion, die Handlungen und Handlungsfähigkeit in Bezug auf die Kollaboration von Familienmitgliedern bei der (Re-)Produktion eines literarischen Werks bezeichnet, insbesondere nach dem Ableben einer Literaturproduzentin oder eines Literaturproduzenten.⁷⁴ Im Gegensatz zur Familienliteratur zeichnet sich die Familienfunktion also durch ihre ›Etikettenhaftigkeit‹ aus, da durch sie eine Familie als Urheberin von Literaturproduktion offen dargestellt wurde, und zwar ungeachtet der Tatsache, ob diese Darstellung den tatsächlichen Herstellungsgegebenheiten entsprach oder nicht.⁷⁵

Als Maßnahme der Stilisierung im Hinblick auf Identifizierbarkeit und ›Haftbarmachung‹ für Literaturproduktion konnte die Familienfunktion in der von Kenny untersuchten Zeitspanne in Abgrenzung zu einer anderen, der heutigen Leserin und dem heutigen Leser weitaus geläufigeren Funktion treten, nämlich zur Autorfunktion. Unter Bezug auf die von Foucault formulierte Autorfunktion (*fonction-auteur*)⁷⁶ und die von ihm gegebenen historischen Gründe dafür, warum sich ab dem 16. und 17. Jahrhundert Werke zunehmend unter der imaginären Konstruktion des Autors subsumiert finden, weist Kenny darauf hin, dass Foucault die Familienfunktion nicht erwähnt habe.⁷⁷ Diese sei jedoch wichtig, denn sie habe in der Frühen Neuzeit, obgleich sie weniger verbreitet gewesen sei als die Autorfunktion, in Verbindung mit dieser oder als Alternative zu ihr fungiert.⁷⁸

Obwohl Kenny die von ihm so herausgearbeiteten Begriffe nicht konkret auf den Fall Montaignes und Marie de Gournays bezieht, haben die bisherigen Ausführungen gezeigt, dass sie gerade für diesen höchst relevant sind. Vielleicht vermeidet Kenny eine solche Thematisierung, weil sich bei dieser außergewöhnlichen *alliance* sowohl Familienfunktion als auch Familienliteratur miteinander verschränkt darstellen und zudem auffallend komplex sind: Was die Familienfunktion angeht, trifft sie zweifach zu: Zum einen war es Montaignes Witwe in Zusammenarbeit mit Pierre de Brach, welche die notwendigen Unterlagen zur Erstellung der ersten posthumen Edition von *Les Essais* nach Paris

73 Kenny (2020), 36.

74 Kenny macht den Unterschied zwischen beiden Termini deutlich: »The family function was not coextensive with family literature. Family literature consisted more broadly in works that emanated from a family of literary producers, whether or not that family basis was actually signaled (for example on title pages and in paratexts). The family function consisted more specifically in signaling it. So the family function, like the author function, did not necessarily represent accurately the underlying realities of literary production. Often, when a paratext claims that family members helped produce a work, we do not know for certain whether the claim is actually true or not.« Ebd., 36.

75 Ebd.

76 Vgl. Foucault (2003 [1969]) sowie dazu Kenny (2020), 35.

77 Vgl. Kenny (2020), 35–41, hier insbesondere 36.

78 Ebd.

sandte, damit Marie de Gournay sich ihrer annahm. Beide übten somit diese Familienfunktion aus. Zum anderen übte auch Marie de Gournay selbst die Familienfunktion für ihren *père d'alliance* aus, indem sie zahlreiche Tätigkeiten verrichtete, um *Les Essais* über Jahrzehnte hinweg weiter zu publizieren und den sich wandelnden editorischen, sprach-politischen und inhaltsbezogenen Wandlungen ihrer Zeit anzupassen. Und nicht zuletzt war ihr diesbezüglich Montaigne mit seiner hingebungsvollen Herausgebertätigkeit für seinen verstorbenen Freund La Boétie ein maßgebliches Vorbild, denn auch in diesem Fall war es nicht etwa dessen Witwe – Marguerite de Carle (gest. 1580)⁷⁹ –, die hier in editorischen Belangen die Familienfunktion bediente, sondern der enge Freund, der ja auch testamentarisch von La Boétie als Erbe seiner Bibliothek sowie seiner Dokumente eingesetzt worden war.⁸⁰

Was nun den Aspekt der Familienliteratur betrifft, stellt sich der Fall Marie de Gournays noch komplexer dar, wenn man bedenkt, dass sie neben der Ausübung verschiedener Teilespekte der Familienfunktion auch Familienliteratur in unterschiedlichen Ausprägungen produzierte: Zum einen geschah dies mit den von ihr als *fille d'alliance* unterzeichneten Vorworten zu *Les Essais* ab der Edition von 1595, zum anderen jedoch bereits mit dem 1594 erschienenen Roman *Le Proumenoir de Monsieur de Montaigne* sowie den *Quatrains pour la maison de Montaigne*.⁸¹ Was den Roman anbelangt, liegt Familienliteratur hierbei nicht nur deshalb vor, weil Marie de Gournay sich mit dem Titel auf ihren ›Vater‹ bezieht – wobei im Übrigen der Inhalt des Romans selbst keinen Bezug zu Montaigne aufweist und zudem die tragische, fiktionale Geschichte rund um das Liebes-Unglück der persischen Alinda Plutarch sowie dem von Marie de Gournay nicht explizit erwähnten Autor Claude de Taillemont entlehnt wurde.⁸² Familienliteratur liegt auch deshalb bei *Le Proumenoir* vor, da sie durch die zugehörigen Paratexte, allen voran die Widmungsepistel, geradezu selbstverständlich als Tochter beziehungsweise Schwester der gesamten Familie Montaigne auftrat. Deutlich wurde zudem auch, dass Marie de Gournay sich so nicht nur in die Familie Montaigne einschrieb, sondern sie auch repräsentierte: Zum einen unterstrich sie nicht nur Montaignes sozialen Status als Neuadliger, sondern – auf indirekte Weise – damit auch den seiner gesamten Familie. Zum anderen prägte sie maßgeblich das Bild anderer Mitglieder der Familie, insbesondere von Montaignes Frau beziehungsweise Witwe und Tochter. Überdies verschränken sich hier Familienfunktion

79 Bardyn (2015), 141–148, widmet ihr ein Kapitel seiner Montaigne-Biographie.

80 Vgl. Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 190: »C'est tout ce que j'ai pu recouvrer de ses reliques (moi qu'il laissa d'une si amoureuse recommandation, la mort entre les dents, par son testament, héritier de sa bibliothèque et de ses papiers [Herv. d. Verf.]).«

81 Vgl. erneut Gournay (2002bb): *Bouquet poétique*, 1904–190.

82 Die zweite Erzählung aus Claude de Taillemonts *Discours des champs faëz* (1553) gilt, neben den »Estranges accidents advenus pour l'Admour« in einer französischen Übersetzung der Werke Plutarchs, als inhaltliche Grundlage für *Le Proumenoir*. Vgl. Jacques Amyot, *Les Oeuvres morales et meslées de Plutarque, translatées du grec en françois* (1572), 505–507. Bisherige Arbeiten haben deren äußerst geringen inhaltlichen Einfluss auf das Werk unserer Autorin nachgewiesen und gezeigt, dass *Le Proumenoir* vornehmlich eine *Réécriture*-Leistung Marie de Gournays ist: So konstatiert Jean-Claude Arnould lakonisch, dass der Einfluss des *Discours* auf *Le Proumenoir* nur äußerst gering gewesen sei (Arnould (1991), 16). Ohnehin sei das Werk bereits zu Lebzeiten de Taillemonts rasch in Vergessenheit geraten, was keinerlei Illusionen über dessen zeitgenössische Rezeption erlaube (ebd., 14).

und Autor- beziehungsweise Autorinnen-Funktion, da Marie de Gournay als selbst-konstruiertes Familienmitglied schrittweise ihren Namen als Autorin als gleichwertig mit dem Autoren-Namen ihres Vaters insinuierte.

Ergänzend zu den beiden vorgestellten familienbezogenen Begriffen der Familienliteratur und der Familienfunktion zieht Kenny die soziohistorischen Termini ›vertikale‹ und ›horizontale‹ Beziehungen heran.⁸³ Werden blutsverwandtschaftliche und angeheiratete Familienmitglieder, wie zum Beispiel Madame de Montaigne, zu den vertikalen Familienrelationen gezählt, gehörte etwa Pierre de Brach in einem weiteren Sinn zur Familie Montaigne, und zwar im Rahmen ›horizontaler‹ Beziehungen.⁸⁴ Letztere bezeichnet Kenny auch als ›andere Kollektivitäten‹:⁸⁵ Gemeint sind damit über die Familie hinausgehende, kollaterale Netzwerke, die – wie bereits einleitend dargestellt – ebenfalls eine wichtige Rolle für die Literaturproduktion spielten, so etwa Haushalte samt Angestellten, Kontakte zu Freunden, Gönnern und Klienten oder die soziale Einbindung in Hofzirkel, Universitäten, *collèges* und religiöse Institutionen. Für Montaigne fallen unter diese horizontalen Beziehungen beispielsweise auch seine Sekretäre, das heißt jene des Schreibens und Lesens mächtigen Hausangestellten, die er zum Zwecke des Diktats sowie zur Niederschrift von *Les Essais* beschäftigte.⁸⁶ Doch auch über Montaignes Ableben hinaus spielten neben Vertreterinnen und Vertretern personeller Netzwerke, wie sie sich etwa in ebenjener Freundschaft zu Pierre de Brach zeigten, andere Institutionen eine Rolle – man denke nur an die durch Madame de Montaigne in die Wege geleitete Aufbewahrung von EB in der Bibliothek der Feuillants in Bordeaux, wobei in den Räumlichkeiten jenes Ordens auch die Gebeine Montaignes bestattet wurden.⁸⁷ Im Übrigen ist es sehr wahrscheinlich, dass Montaigne selbst es war, der seine Beisetzung an diesem Ort verfügte.⁸⁸

83 Vgl. dazu und zum Folgenden Kenny (2020), 29–31.

84 Obgleich sie einander auch überlappen können, hat die Unterscheidung zwischen diesen beiden Darstellungen familiärer und sozialer Beziehungen Vorteile, so Kenny: »These two historiographical uses of the opposition between horizontality and verticality certainly have points of overlap; but they are largely distinct from each other. Distinguishing between them enables one to appreciate how the social aspirations of families (›vertical‹ in a social sense) were supported not just by their own lineality (›vertical‹ in a familial sense) but also by their alliances and collateral members (›horizontal‹ in a familial sense).« Ebd., 31.

85 Ebd.

86 Vgl. zu den als Sekretäre tätigen Angestellten Montaignes erneut den Übersichtsartikel von Hoffmann/Legros (²2018).

87 Vgl. zum Orden der Feuillants erneut den Überblicksartikel von Desan (²2018c) und zum Kenotaph Montaignes, das von Françoise de la Chassaigne in Auftrag gegeben wurde, den Artikel von Balsamo (²2018d).

88 Vgl. zu Montaignes Verfügungen über seine Beisetzung Balsamo (²2018b), 1823: »En ce qui concerne ses dispositions funéraires, Montaigne, dans les *Essais*, disait s'en remettre à la coutume et à la discrétion de sa famille (I,3). Il est cependant fort probable qu'il ait choisi lui-même l'appareil très aristocratique de son inhumation, sinon le lieu même de la sépulture, chez les Feuillants de Bordeaux.« 2018 erfolgte die Wiederentdeckung der Gebeine Montaignes in einem Sarg im *Musée d'Acquitaine* in Bordeaux, als der Direktor, Laurent Védrine, eine Wand im Untergeschoss des Hauses anbohrten ließ. Diese spektakuläre Entdeckung führte zu medial begleiteten, zweijährigen archäologischen Untersuchungen, die die Echtheit der Gebeine bestätigten. Vgl. dazu <https://www.pourmontaigne.fr/le-tombeau/> (zuletzt aufgerufen am 31.05.2021).

Allerdings bleibt die Rolle Marie de Gournays auch vor dem Hintergrund des Terminus ›horizontale‹ Beziehung(en) schwer einzuordnen. Zwar war sie, ähnlich wie Pierre de Brach, eine Freundin der Familie Montaigne und in erster Linie ja die *alliance*-Partnerin Montaignes. Doch wie dargestellt schrieb sie sich durch ihre textuell konstruierte Position als Mitglied der Familie Montaigne erfolgreich weitreichendere Handlungsspielräume zu, die durchaus jenen einer genuinen blutsverwandtschaftlich mit Montaigne verbundenen Person gleichkamen. Darüber hinaus sei erneut auf ein weiteres Alleinstellungsmerkmal Marie de Gournays verwiesen, nämlich auf die für ihre Zeit herausragende Rolle als Herausgeberin, wie sie bereits Anne R. Larsen grundlegend herausgestellt hat, die Marie de Gournays einzigartige Autarkie in ihrer Doppelrolle als Verlegerin und Schriftstellerin betont.⁸⁹ Zur Bekräftigung dieser Aussagen sind auch Éliane Viennots Bemerkungen zu einigen weiteren im Frankreich der Frühen Neuzeit verlegerisch tätigen Frauen aufzugreifen:⁹⁰ Sie alle waren vornehmlich leibliche Nachkommen, das heißt Witwen oder Töchter beziehungsweise Schwestern von Männern, die entweder im Verlagswesen aktiv waren und/oder selbst Werke schrieben und veröffentlichten, sodass diese Frauen ihre Tätigkeit aufgrund eines Todesfalls erbten und fortführten. Sie machten sich im Rahmen dieser Tätigkeit durch das Verfassen von Widmungen und Vorworten bemerkbar, doch keine von ihnen verfasste parallel hierzu – wie es Marie de Gournay tat – ein breit angelegtes eigenes Schriftwerk.⁹¹ Anders als bei ähnlichen *alliance*-Konstellationen zwischen schreibenden Frauen und ihren männlichen Mentoren, so muss erneut betont werden, wirkte Marie de Gournay in Personalunion sowohl als Herausgeberin als auch als Lektorin, und zwar für *Les Essais* ebenso wie für ihre eigenen Werke.⁹² Für eine Frau damals unerhört war auch, dass nicht der Herausgeber ihrer Schriften das königliche Druckprivileg anfragte, wie es weitestgehend üblich war, sondern sie selbst⁹³ – wenn schriftstellerisch tätige Frauen dies überhaupt taten, dann unter Pseudonym.⁹⁴ Marie de Gournay war somit im 17. Jahrhundert die einzige Frau in Frankreich, die ein

89 Vgl. erneut Larsen (2016), 165.

90 Vgl. dazu und zum Folgenden Viennot (2020), 330–331: Hierzu zählen die zweifach verwitwete Pariserin Charlotte Guillard (um 1485–1557), die an der Spitze einer der größten Buchhandlungen stand, sowie die Lyoneser Witwen Antoinette Personnet (?–?), Ehefrau des verstorbenen Druckers Gabriel Cottier (gest. 1565), und Claudine de Combes (?–?), ebenfalls Gattin eines verblichenen Buchdruckers. Viennot nennt außerdem die beiden Lyoneser Erbinnen von Buchdruckern, Jeanne Giunta (um 1522–1584) und Sybille de La Porte (?–?).

91 Ebd.

92 »Gournays professional years of work as a reader, editor, and corrector shaped her professional writing career, a situation entirely unique to a seventeenth-century woman author. She sought as much control as possible over her texts to ensure that every aspect of their editorial creation was to her satisfaction.« Ebd., 166.

93 »[A] privilege accorded to a woman author was an exceptional occurrence in France throughout the seventeenth century, and virtually non-existent in the first half of the century.« Ebd., 163.

94 »The very few literary women who requested an author's privilege did so for the most part under a pseudonym – the writer of fairy tales, Mme d'Aulnoy, for instance, signed her works as Madame D** – and all of them, with the exception of one only, Marie de Gournay, were concentrated in the last three decades of the century.« Ebd., 165.

derartiges Maß an Kontrolle über ihr eigenes Werk erlangte und eine professionelle Laufbahn als Autorin, Herausgeberin und Korrektorin einschlug.⁹⁵

Resümierend ist festzuhalten, dass Kennys Ausführungen den devianten Charakter der *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne auch vor dem Hintergrund frühneuzeitlicher Praktiken familiärer Literaturproduktion sowie weiblicher Verlagstätigkeit bestätigt. Mittels der Konzepte der Familienliteratur und der Familienfunktion wie auch der Autorfunktion sowie jener der horizontalen beziehungsweise vertikalen Beziehungen liefert er zudem grundlegende Analysewerkzeuge, um sich diesem Fall terminologisch adäquat anzunähern. Durch die Einbettung in diesen literaturosoziologischen Kontext familiärer Literaturproduktion im Frankreich der Frühen Neuzeit wird diese besondere Relation zwischen *fille d'alliance* und *père d'alliance* greifbarer, da sie – obgleich Kenny ihre Alleinstellungsmerkmale nicht vertieft herausarbeitet – in Angleichung an und Abgrenzung zu anderen Fällen posthumer Kollaboration thematisiert wird.⁹⁶ Jedoch bleibt wie erwähnt auch bei Kenny das Erstaunen ob der Frage erhalten, wie es dazu kommen konnte, dass die posthume Nachsorge für *Les Essais* über Jahrzehnte hinweg von einer jungen und mit Montaigne nicht blutsverwandten Frau derart maßgeblich bestimmt werden konnte. Was die vorliegende Arbeit zur vertieften Erhellung dieses Sachverhalts leisten kann, ist neben dem intensiven Blick auf die literarischen Texte eine mit ihrer Analyse verschränkte systematische Eruierung relevanter kulturgeschichtlicher Aspekte, die es dann zu synthetisieren gilt. Einer dieser Aspekte ist jener des Erbens. Wie anhand der Ausführungen Étienne Pasquier bereit deutlich wurde, erlangte Marie de Gournay als Erbin Montaignes einen Status, der jenem der leiblichen Tochter Léonor de Montaigne gleichgestellt war und sie als anerkannte, wenngleich nicht blutsverwandte Empfängerin des geistigen Nachlasses ihres *père d'alliance* auswies. Wie Marie de Gournays besonderer Status mit den erbrechtlichen und erbpraktischen Verhältnissen ihrer Zeit sowie deren literarisch-kultureller Weitertradierung zusammenhang, wird im Folgenden beleuchtet.

4.1.4 Eine Skizze frühneuzeitlicher Übertragungspraktiken

Literarische Texte dienen – seien sie selbst vererbt worden oder nicht – als wichtige Quelle, um Erbschaftspraktiken in der Frühen Neuzeit zu untersuchen, da sie »Auskunft geben über die sehr unterschiedlichen ›Erfahrungsräume‹ und ›Erfahrungshorizonte‹ im Umgang mit den vielfältigen Übertragungsphänomenen.«⁹⁷ Dies beweist auch der bereits vorgestellte Brief Étienne Pasquier, in dem er von Marie de Gournay als der Erbin der Studien Montaignes, als »héritière de ses études« spricht.⁹⁸ Er beschreibt sie als jungfräuliche Gelehrte, die ein Leben umringt von Büchern – allen voran *Les Essais* – der Wahl

95 Ebd., 166.

96 Vgl. dazu Kenny (2020), 138–176.

97 Willer/Weigel/Jussen (2013), 10. Vgl. auch ebd.: »Textzeugnisse verschiedener Wissensregister sind das wichtigste Material, um die Erbschaftsvorstellungen, die Erbe-Politik und die materielle Kultur des Erbens und Vererbens in historischer Perspektive zu untersuchen.«

98 Vgl. erneut Lettre 1, »A Monsieur de Pélégé, Conseiller du Roy & Maistre en sa Chambre des Comptes de Paris«, in: Pasquier (1723), Sp. 518–520.

eines Ehemannes vorziehe.⁹⁹ Sie wurde über das Ableben Montaignes hinaus von dessen Familie sowie seiner sozialen Entourage nicht nur als seine *fille d'alliance* anerkannt, sondern auch als seine geistige Erbin. Ihre Rolle als Empfängerin des Textes *Les Essais*, aber auch als eine eigenmächtige Literaturproduzentin, – sie sollte sowohl ihre eigenen Texte als auch *Les Essais* als ›Waisenkinder‹ verschiedenen potenziellen ›Protektoren‹ antragen, und zwar durch ihr Testament, aber auch durch eine Widmungsepistel¹⁰⁰ – ist bisher nicht aus einem rechtssoziologischen und erbrechtlichen Blickwinkel betrachtet worden. Dies ist jedoch notwendig, um zu eruieren, inwieweit ihre außergewöhnliche Beziehung zu Montaigne mit frühneuzeitlichen, von der Moderne divergierenden Vorstellungen von Erbe, Erbschaft und Vererbung zusammenhängt – also jenen drei Modi, die in der heutigen Forschung unter dem Terminus ›Übertragung‹ subsumiert werden.¹⁰¹ Eine solche kulturgeschichtlich-rechtssoziologische Kontextualisierung ermöglicht es, ein neues Licht auf die Fremd- und Eigenstilisierung Marie de Gournays als Erbin und als *fille d'alliance* zu werfen, die als solche auch über Montaignes Tod hinaus galt. Deshalb werden im Folgenden frühneuzeitliche Begriffsdimensionen von ›Erbe‹ als auch in der Frühen Neuzeit bestehende Rechtsnormen und -praktiken rund um Erbe, Erbschaften und Vererben vorgestellt, allerdings nur grundlegend, da eine umfassende Darstellung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

Neben Erbschaft und Transmission ist, wie in der Einleitung dieser Arbeit erläutert, eine weitere Form der Güterweitergabe zu nennen. Denn bedurften Phänomene der Übertragung einer Zäsur¹⁰² – meist durch den Tod markiert –, gab es auch Formen des Transfers künftiger Hinterlassenschaften noch vor dem Ableben: In Form lebenslanger Schenkung (*donation entre vifs*) konnten Hinterlassenschaften bereits zu Lebzeiten eines Erblassers an Erben weitergegeben werden.¹⁰³ In frühneuzeitlichen Familien galt diese Schenkungspraxis als wichtige Strategie der Absicherung des sozialen Status, um für Nachkommen den gleichen, wenn nicht gar einen höheren sozialen Status zu gewährleisten.¹⁰⁴ Bis ins 16. Jahrhundert sowohl Ämter und Titel als auch Ewige Renten (*rentes constituées*) ver- und ererbbar wurden,¹⁰⁵ war ›Erbe‹ in der Frühen Neuzeit abzugrenzen von ›Tradition‹. Letzteres bezeichnete die Weitergabe von Ämtern und Geschäften.¹⁰⁶

⁹⁹ Ebd.

¹⁰⁰ Mit dem notariell beglaubigten zweiten Testament vom 21. Dezember 1645 übertrug Marie de Gournay u.a. bestimmte Fassungen sowohl von *Les Essais* als auch ihres eigenen Gesamtwerks *Les Advis* an ihren guten Freund, François de La Mothe Le Vayer (1588–1672), wobei sie *Les Advis* als ›armes Waisenkind‹ (*pauvre orphelin*) bezeichnete. Vgl. dazu Gournay (2002cc): *Second Testament*, 1957–1958. Bereits zuvor trug sie mit der Widmungsepistel der zuletzt von ihr besorgten Edition von *Les Essais* von 1635 diesen Text als ›armes Waisenkind‹ Kardinal Richelieu an. Vgl. dazu Gournay (2002q): *Épître à Richelieu*. Auf diese beiden zentralen Texte wird noch eingegangen werden.

¹⁰¹ »Die drei Wörter Erbe, Erbschaft und Vererbung rufen im allgemeinen Sprachgebrauch ganz unterschiedliche Vorstellungen und Sachfelder auf. [...] Und doch betreffen die drei Wörter nur unterschiedliche Aspekte eines komplexen Bedeutungsfeldes, bezeichnen sie nur verschiedene Modi von Übertragungen.« Willer/Weigel/Jussen (2013), 7.

¹⁰² Ebd., 8.

¹⁰³ Kenny (2020), 20.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Vgl. dazu ebd., 23.

¹⁰⁶ Ebd.

Hinsichtlich der metaphorischen Bedeutungsdimension von ›Erbe‹ herrschten in der Frühen Neuzeit noch biblische Referenzen vor, mit denen die Vorstellung der Menschen als Erben Gottes auf Erden transportiert wurde.¹⁰⁷ Diese verschwanden jedoch gänzlich, als sich um 1800 biologisch-medizinische Konzepte durchzusetzen begannen¹⁰⁸ und damit die Familie als »Medium biologischer Reproduktion und ökonomischen Erbes«¹⁰⁹ gedacht wurde und als weitere, damit einhergehende Phänomene aufkamen.¹¹⁰ Erneut im Gegensatz zu heutigen Vorstellungen bestand somit keine strikte Trennung zwischen materiellen, biologischen und kulturellen Formen der Übertragung.¹¹¹ Neben Besitz konnten zum Beispiel auch Wissen, sozialer Status sowie Pflichten vererbt werden.¹¹² Auch literarische Texte wurden entweder formell als Erbschaft oder informell im Vorgang der Transmission weitergegeben, wie ja anhand der testamentarischen Nennung Montaignes mit Blick auf die Dokumente und literarischen Texte La Boéties deutlich wurde.¹¹³

Im Übrigen war die Stellung von Frauen als Erbinnen prekär, denn sie konnten über ererbtes Vermögen lediglich verfügen, wenn der Ehemann zustimmte.¹¹⁴ Ohnehin war die rechtliche Stellung von Frauen maßgeblich durch ihren Status als Ehefrauen bestimmt, da sie bei Heirat oder erneuter Heirat stets der Vormundschaft des Mannes unterstellt wurden und zuvor diese Rolle der Vater übernahm oder – im Falle seines Ablebens – ein anderes männliches Familienmitglied als Vormund an seine Stelle trat.¹¹⁵ Dabei zeugt die Aufhebung des *Senatus Consultum Velleianum* Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich nicht etwa von einem Mentalitätswandel und einem Abbau der misogynen Haltung gegenüber der Rechtsmündigkeit von Frauen in Streitfällen, vielmehr zementierte er diese.¹¹⁶ Dieser römische Rechtstext aus der Mitte des 1. Jahrhunderts stipulierte für Frauen unter Bezug auf ihre vermeintliche Schwäche und Nachgiebigkeit ein Interzessionsverbot, das heißt, ihnen wurde untersagt, sich für Dritte zu verpflichten, wenn finanzielle Forderungen gegen diese offen waren – in der Praxis waren diese Dritte freilich vornehmlich ihre Ehemänner.¹¹⁷ Lediglich der Status von Kaufmannsfrauen sowie jener von Witwen und den wenigen alleinstehenden Frauen – zu denen auch Marie de Gournay gehörte, wobei sie wie erwähnt eine erhebliche Schuldenlast zu tragen hatte – war deutlich freier, was ihre Verfügungsgewalt über ihr Erbe und ihr Vermögen anbelangt.¹¹⁸ Wie aber lässt sich nun der außergewöhnliche Status Marie de Gournays als geistige Erbin Montaignes im Lichte dieser Übertragungspraktiken beleuchten?

¹⁰⁷ Ebd., 15–16.

¹⁰⁸ Vgl. erneut ebd., 12 und 14–15.

¹⁰⁹ Ebd., 26.

¹¹⁰ Vgl. erneut Willer/Weigel/Jussen (2013), 14–36.

¹¹¹ Willer/Weigel/Jussen (2013), 7.

¹¹² Jussen (2013), 37.

¹¹³ Vgl. nochmals ebd., 21.

¹¹⁴ Doussel (2009), 479.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Ebd.

¹¹⁷ Vgl. ebd. sowie Berriot-Salvadore (1990), 24–35.

¹¹⁸ Doussel (2009), 479.

4.1.5 Marie de Gournay und Montaigne im Kontext frühneuzeitlicher Übertragungspraktiken

Marie de Gournay erbte nicht den Status der Herausgeberin. Dieser war vielmehr eine sich mit den Jahren als weitestgehend routiniert einstellende Tätigkeit. Jedoch erbte sie außerhalb gesetzlicher Regelungen den schriftlichen Nachlass Montaignes in Bezug auf *Les Essais* – das heißt seine letzten Aufzeichnungen, die ihr zur Anfertigung der ersten posthumen Edition dienten. Dies wäre prinzipiell nichts Ungewöhnliches gewesen, denn bei *Les Essais* als schriftlichem Nachlass handelte es sich nicht etwa um das Anwesen, also Schloss Montaigne, das zu den *meubles* und *propres* gehörte, sondern um *immeubles* und *aquêts*, jenen Erbteilen also, bei deren Übertragung Montaigne als Erblasser größere Freiheit hatte. Außerdem erfolgte die Übertragung außerrechtlich, durch Transmission. Aus einer rechtshistorischen Perspektive war folglich der Vorgang, durch den Marie de Gournay als Herausgeberin von *Les Essais* eingesetzte wurde, rechtmäßig, denn er verstieß nicht gegen geltende Rechtspraktiken. Außergewöhnlich war jedoch, dass Montaigne bereits mit Léonor eine leibliche Tochter hatte, die prinzipiell die aufgezeigten Teilschritte der Familienfunktion für *Les Essais* hätte übernehmen können – vielleicht sogar ohne ihren Status als Tochter des Verstorbenen derart herausstellen zu müssen, wie es Marie de Gournay als Produzentin von Familienliteratur zum Zwecke ihrer weiteren Legitimierung tun musste, um sich in der Verlagswelt und der Gelehrtenrepublik zu behaupten.

Eine derartige Lösung war also rechtlich umsetzbar, wirkt aber aus heutiger, retrospektiver Perspektive aufwändiger und komplizierter als die Übertragung dieser Aufgaben an die leibliche Tochter. Doch wie gezeigt war aus zeitgenössischer Perspektive zum einen das Verständnis von Verwandtschaft in der Frühen Neuzeit mit der Einbeziehung zum Beispiel von Patenschaft deutlich breiter konzipiert als heute. Zum anderen haben die Ausführungen zum Zustand des von Pierre de Brach und Madame de Montaigne im Nachlass Montaignes vorgefundenen Textkonvolutes gezeigt, dass dessen Bearbeitung und Publikation eine nicht nur zeitlich, sondern auch intellektuell höchst intensive Aufgabe darstellte. Derart intensiv, dass aus Sicht der Hinterbliebenen Montaignes lediglich eine bereits mit dem Text ausgezeichnet vertraute und kritisch-reflektiert denkende Person es vermochte, sich des posthumen Texts anzunehmen. Allein Marie de Gournay verkörperte diese Person als versierteste Leserin von *Les Essais* in einzigartiger und treffender Weise. Montaigne selbst hatte keinerlei schriftliche Anweisungen für Marie de Gournays Rolle im Falle seines Ablebens hinterlassen. Dies darf jedoch nicht als Zweifel an ihrer Kompetenz gewertet werden, hatte er doch ganz allgemein keinerlei Anweisungen darüber getroffen, was mit seinem schriftlichen Werk nach seinem Tod geschehen sollte. Wie gezeigt, hatte Montaigne sogar mit L'Angelier eine neue Edition von *Les Essais* für das Jahr 1597 anvisiert, was darauf hindeutet, dass er bei den entsprechenden Arbeiten vom Tod überrascht wurde und sich bis dahin keine Sorgen um den Verbleib seines Textes und dessen Fortschreibung gemacht hatte.¹¹⁹ Zudem finden sich in *Les Essais* Ausführungen Montaignes, mit denen er herausstellt, dass er zwar selbst für den verstorbenen Freund La Boétie die Rolle des Herausgebers übernommen und somit

¹¹⁹ So die Hypothese von Balsamo (2018c), 567.

über die posthume Veröffentlichung von dessen Werken ebenso gewacht habe wie über eine treffende Leseart dieses Lebenswerks.¹²⁰ Für sich selbst insinuiert Montaigne jedoch, er glaube nicht an die Existenz einer Person, die nach seinem Ableben für ihn und *Les Essais* einen derartigen Freundschaftsdienst mit eben solcher Beflissenheit erledigen würde, wie er ihn einst für La Boétie besorgt habe. So schreibt er in »Von der Eitelkeit«, dass er nur allzu bereitwillig aus dem Jenseits wiederkäme, um jenen zu widerlegen, der ihn anders darstelle, als er zu Lebzeiten gewesen sei – und zwar selbst dann, wenn dies aus dem Grund geschehe, ihn, Montaigne, zu ehren.¹²¹ Auch in »Von der Freundschaft« (I,27)¹²² stellt Montaigne mit seinem Zitat des auf Aristoteles (384 v. u. Z.–322 v. u. Z.) zurückgehenden Satzes »O meine Freunde, es gibt keinen Freund!«¹²³ heraus, dass ein La Boétie ebenbürtiger Zeitgenosse nach seinem Dafürhalten nicht mehr anzutreffen sei.

Folglich war also die Fürsorge um *Les Essais* nach Montaignes Tod mit einer Verteidigung seines posthumen Rufes gleichzusetzen, und hierbei erachtete Montaigne, obgleich er Marie de Gournay zweifelsohne schätzte, absolut niemanden als der Aufgabe gewachsen, sein postumes Werk in angemessener Weise herauszugeben und somit zu verteidigen. Dieser Umstand scheint Marie de Gournays enger Verbindung zur Familie Montaigne keinen Abbruch getan zu haben, wie die hier dargestellten Zusammenhänge zeigen. In diesem Kontext sind jenes erste von ihr verfasste Testament, das 1596 beglaubigt wurde, sowie insbesondere die Gabe des ihr einst von Montaigne geschenkten Ringes an ihre *sœur d'alliance*, Léonor de Montaigne, bisher nicht aus dem Blickwinkel der zeitgenössischen Testier- und Schenkungspraxis betrachtet worden.¹²⁴ Gerade dabei wird aber zweierlei deutlich: Erstens liegt mit der (Rück-)Gabe des Rings an Léonor de Montaigne ein Beispiel der genannten Schenkungspraxis (*donation entre vifs*) vor. Hintergrund dieser Geste Marie de Gournays, die in ihrem Testament allein als Zeichen der Wertschätzung gegenüber Montaigne und seiner Tochter dargestellt wird, mag vielleicht

¹²⁰ Hier muss Montaignes Besorgnis genannt werden, die er in »Von der Freundschaft« (I,27) mit Blick auf La Boétie äußert: Erschreibt, man habe La Boéties Schrift *Discours de la servitude volontaire* falsch gelesen und deshalb fehlinterpretiert. So sei der Text von hugenottischer Seite als Brandschrift – unter dem Titel *Contr'Un* – instrumentalisiert worden, weshalb ein falsches Bild seines Freundes in der Öffentlichkeit entstanden sei. Vgl. Montaigne (2007b): I,27 (*De l'amitié*), 190. Zudem beklagt Montaigne in »Von der Eitelkeit« (III,9), dass man das Bild seines Freundes »in tausend Stücke gerissen« hätte, wenn er jenen nicht mit aller Kraft (posthum) unterstützt hätte – denn bereits über die Lebenden, dies habe er bemerkt, rede man ja stets anders, als sie wirklich seien: »Des vivants mêmes, je sens qu'on parle toujours autrement qu'ils sont. Et si à toute force je n'eusse maintenu un ami que j'ai perdu, on me l'eût déchiré en mille contraires visages.« Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 1029. Vgl. zu diesen Aussagen Montaignes in I,27 und III,9 Regosin (1996), besonders 41 sowie 30ff. und 48ff.

¹²¹ »Je ne laisse rien à désirer et deviner de moi. Si on doit s'en entretenir, je veux que ce soit véritablement et justement. Je reviendrais volontiers de l'autre monde pour démentir celui qui me formerait autre que je n'étais, fut-ce pour m'honorer [Herv. d. Verf.].« Montaigne (2007b): *De la vanité* (III,9), 1029. Vgl. dazu Regosin (1996), 41.

¹²² »Ce précepte qui est abominable en cette souveraine et maîtresse amitié, il est salubre en l'usage des amitiés ordinaires et coutumières : À l'endroit desquelles il faut employer le mot qu'Aristote avait très familier, Ô mes amis, il n'y a nul ami.« Montaigne (2007b): *De l'amitié* (I,27), 197.

¹²³ Überliefert ist dieser Ausspruch des Aristoteles in *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* von Diogenes Laertius (3. Jahrhundert).

¹²⁴ Vgl. hierzu erneut Martin (2005), 653–654.

der Umstand gewesen sein, dass aus rechtlicher Perspektive dieses Schmuckstück, das sie von Montaigne als Schenkung erhalten hatte, letztlich nur eine temporäre Schenkung implizierte, da der Ring zu jenen *propres* zu zählen war, die nicht dem Individuum, sondern der Familienlinie zuzurechnen waren.¹²⁵ Mit der Übertragung des Rings an Léonor de Montaigne erfolgte nach dem Ableben ihres Vaters somit möglicherweise die Rückführung dieses Schmuckstücks in den ursprünglichen Familienkreis der Familie Montaigne. Hier sei daher die Hypothese gewagt, dass Marie de Gournay das Schmuckstück nicht zurückgegeben hätte, wenn diese Bindung an Gewohnheitsrecht sie nicht dazu verpflichtet hätte – immerhin handelte es sich bei dem Ring um ein mit zwei ineinander verschlungenen ›M‹ versehenes Schmuckstück, das als letztes Andenken an ihren verstorbenen ›Vater‹ gewiss einen hohen emotionalen Wert aufwies.

Zweitens illustriert dieser Vorgang, dass Marie de Gournay zu Montaignes Tochter die gleiche wertschätzende, auf geistige ›Wahl-Verwandtschaft‹ beruhende *alliance*-Beziehung unterhielt wie zu dem gemeinsamen ›Vater‹. Somit war Marie de Gournay zwar als geistiges Mitglied der Familie Montaigne zu zählen, allerdings galt sie – dies zeigt die Rückgabe des Rings – nicht als eine Person, die einem blutsverwandtschaftlichen Mitglied gleichzustellen war. Eine weitere Annäherung an ihre Beziehung zu Montaigne verlangt daher eine Reflexion darüber, welchen Status *alliance*-Relationen gesellschaftlich im frühneuzeitlichen Frankreich hatten. Erforderlich ist somit eine etymologische Betrachtung von *alliance* sowie, hiervon ausgehend, eine überblicksartige Darstellung weiterer *alliance*-Beziehungen in Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert.

4.2 *alliance* – fingierte Verwandtschaft im frühneuzeitlichen Frankreich

4.2.1 Etymologische Grundlagen

Um zu verstehen, welche Alleinstellungsmerkmale die Relation zwischen Montaigne und Marie de Gournay ausmachten, braucht es zunächst einen grundlegenden etymologischen Blick auf den Terminus *alliance*. Eine reziproke, als konstruierte Verwandtschaftsrelation ausgewiesene Verbindung, wie sie hier zwischen Montaigne und Marie de Gournay geschlossen wurde, stellte im 16. Jahrhunderts prinzipiell nichts Neuartiges dar, sondern galt zumindest in gelehrten Kreisen als etwas Geläufiges. Elizabeth Gager stellt fest, dass Adoptionsmetaphern im frühneuzeitlichen Frankreich florierten, und zwar abgekoppelt von dem Umstand, dass tatsächliche Adoptionen verpönt waren.¹²⁶ Allerdings wird selbst vor diesem Hintergrund der große Altersunterschied bei dieser zweigeschlechtlichen *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne für die Zeitgenossen erklärbungsbedürftig geblieben sein, auch wenn die heutige Forschungsliteratur die

¹²⁵ Vgl. zu den *propres* erneut Kenny (2020), 20; Dousset (2009), 479.

¹²⁶ Vgl. Gager (1996), 5–6: »Although the practice of adoption was scorned and even feared, metaphors of adoption continued to be employed extensively in this period. Montaigne, for instance, chose to employ an adoption motive when he named his literary executor M^{lle} de Gournay his *fille d'alliance*.«

schwammige und anachronistische Kategorie ›Freundschaft‹ hierfür heranzieht.¹²⁷ So weist Maryanne Cline Horowitz darauf hin, dass die wechselseitige Bezeichnung als *père d'alliance* und *fille d'alliance* im Falle Marie de Gournays und Montaignes wohl die einzige Möglichkeit gewesen sei, eine derart ungewöhnliche Verbindung zwischen einer 23 Jahre alten Frau und einem 55 Jahre alten Mann gesellschaftlich zu legitimieren, der zwar selbst fünf Töchter kurz nach ihrer Geburt verloren hatte, jedoch mit Léonor noch eine leibliche und die einzige ihn überlebende Tochter hatte.¹²⁸

Bevor weitere Beispiele für *alliance*-Beziehungen in Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert gegeben werden und auf ihre kulturgeschichtlichen Hintergründe eingegangen wird, sei jedoch zunächst ein etymologischer Blick auf den Terminus geworfen. In Jean Nicots *Thresor de la langue françoise* von 1601 wird bei *alliance* auf *allier* verwiesen, das von lateinisch *alligare*¹²⁹ – anbinden, verbindlich machen, zu etwas verpflichten – stammt.¹³⁰ Bereits ab Anfang bis Mitte des 12. Jahrhunderts im Französischen nachgewiesen,¹³¹ reicht das Bedeutungsspektrum des Verbs *allier* von ›sich zusammentun, um etwas Gutes oder etwas Schlechtes gemeinsam zu verüben< in der reflexiven Form¹³² bis hin zu ›über Verwandtschaft (*parenté*) miteinander verbunden sein«.¹³³ Folglich kann *alliance* eine auf gegenseitiger Abmachung beruhende Beziehung darstellen, und zwar politisch, rechtlich oder spirituell-religiös, die nicht unbedingt verwandschaftlicher Natur sein muss, aber auch eine Union meinen, die durch Heirat zwischen Familien und deren Mitgliedern hergestellt wird.¹³⁴ Nicht weit ist der logische Schritt hiervon zum Symbol für eine eheliche Allianz, und zwar zu dem aus zwei verschiedenen Fäden gewirkten Ehering.¹³⁵ Im übertragenen Sinn konnte mit *alliance* allerdings auch eine Verbindung von disperaten und einander ungleichen Elementen gemeint sein, die gegensätzlich sind

127 »Une amitié impromptue et intense se forma entre un homme de cinquante-cinq ans et sa nouvelle admiratrice de vingt-trois.« Desan (2014), 504.

128 »The title was one Montaigne gave her during their first meeting in Paris. On a literal level, it was appropriate for Montaigne, who had lost five daughters in their infancy and had only one surviving daughter, Léonor, and it was appropriate as well for Marie, an eldest child of six, whose father had died in 1577. It helped legitimize and clarify a relationship between a fifty-five-year-old man and a twenty-two-year-old female admirer, a relationship which in the modern world would be described as that of a ›mentor‹ with an apprentice or student.« Cline Horowitz (1986), 275.

129 Nicot et al. (1606), 27, s. v. »alliance«/»allier«.

130 Johann Philipp Krebs et al., *Antibarbarus der lateinischen Sprache*, Basel 1843, 150, s. v. »Alligare«, sowie Karl-Ernst Georges, *Deutsch-lateinisches Handwörterbuch*, Leipzig 1845, s. v. »Verbindung«, Bd. 2, Sp. 1270.

131 Vgl. *Trésor de la Langue Française informatisé* (TLFi), s. v. »alliance« und »allier«, verfügbar unter: <http://atilf.atilf.fr/>.

132 Nicot et al. (1606), 27, s. v. »alliance«/»allier«.

133 Ebd. sowie *Dictionnaire de l'Académie française* (1798), 24, s. v. »alliance«: »[u]nion par mariage...union/confédération...affinité spirituelle...Ancienne Alliance (= [...] alliance que Dieu contracta avec Abraham et ses descendants [sic!])/Nouvelle Alliance (= L'alliance que Dieu a contractée par la rédemption avec tous ceux qui croiroient [sic!] en Jésus-Christ).«

134 Ebd. sowie Nicot et al. (1606).

135 Vgl. *Dictionnaire de l'Académie française* (1798), 24, s. v. »alliance«: »[a] alliance se dit aussi une bague faite d'un fil d'or et d'un fil d'argent entrelacés, qui fait l'anneau de mariage.«

oder so erscheinen, etwa das Sakrale und das Profane.¹³⁶ Außerdem zeigt ein Blick in Edmond Huguets *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, dass *alliance* und *alliage* gleichbedeutend sind.¹³⁷ Marie de Gournay verwende, führt Dorothea Heitsch aus, für *alliance* in einer ihrer Schriften das etymologisch ältere *alliage*, und zwar in *Que par nécessité les grands esprits et les gens de bien cherchent leur semblables*.¹³⁸ Dabei handelt es sich um einen Text, dem als Grundlage eine nicht mehr auffindbare Schrift diente, die Marie de Gournay in einem Brief an Lipsius im Frühjahr 1593 als »un petit traité sur l'alliance de mon père et de moi« ankündigte,¹³⁹ wobei Heitsch die Verwendung von *alliage* mit dem Interesse Maries für Alchemie in Verbindung bringt – eine These, die reizvoll ist, für den Kontext dieser Arbeit jedoch nicht weiter verfolgt wird.¹⁴⁰ Im Folgenden sollen vielmehr weitere *alliance*-Beziehungen betrachtet werden, um anschließend die Verbindung Marie de Gournays und Montaignes vor dem Hintergrund dieser Gesamtschau einzurunden.

4.2.2 Von ein- zu gegengeschlechtlichen *alliance*-Relationen

Das abgeschrittene semantische Feld von *alliance* zeigt, dass diese unter anderem eine geistig-spirituelle wechselseitige Abmachung darstellen konnte, wobei Marjorie Ilsley betont, dass das im 16. Jahrhundert mit literarischer Partnerschaft gleichzusetzen sei.¹⁴¹ In der Tat finden sich zahlreiche Beispiele für eine derartige Verbindung, mit der die Freundschaft und Kooperation von Literatinnen und Literaten beispielsweise in Form gegenseitiger Widmungen in Texten verdeutlicht wurde. Auffallend ist, dass diese *alliance*-Beziehungen allesamt im Rahmen einer auf Verwandtschaftstermini beruhenden Noménklatur artikuliert wurden, weshalb sie auch unter der Bezeichnung »parentés électi-

¹³⁶ Vgl. dazu außerdem Heitsch (2010), 225, die als Beispiel das Oxymoron »se hâter lentement« (*festina lente*/Eile mit Weile) anführt.

¹³⁷ »Si celle qui jadis d'un pudique alliage/Estoit nocierement adjointe à ton costé,/N'eut veu de ses beaus ans le filet arresté.« Sonnet du sieur de Porchères à Pierre de Brach, dans les *Regrets funéraires sur la mort d'Aymée*, L. IV.« Huguet (1925), 168, s. v. »alliage«/»alliance«.

¹³⁸ *Que les grands esprits et les gens de bien se cherchent* erschien erstmals 1626 in *L'Ombre*. Wahrscheinlich diente als Grundlage für diese Schrift jener von Marie de Gournay 1593 angekündigte Text – »un petit traité sur l'alliance de mon père et de moi« –, der niemals erschien und auch nicht mehr auffindbar ist. Vgl. dazu Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse* (25 avril 1593), 1933, Anm. E, sowie Gournay (2002p): *Que les grands esprits et les gens de bien se cherchent*, 890, Anm. A. Vgl. außerdem Fogel (2004), 97.

¹³⁹ Vgl. erneut Gournay (2002e): *Lettre de Marie de Gournay à Juste Lipse* (25 avril 1593), 1933.

¹⁴⁰ Vgl. zu dem Verweis auf *alliage* Heitsch (2010), 224, Anm. 43. »In this way, Marie, Montaigne's daughter, becomes the philosopher's daughter, the alchemist« (ebd.). Auch die letztendliche Vereinigung der sterbenden Liebenden in *Le Proumenoï* (1594) sei aus einer alchemistischen Perspektive zu betrachten: »Marie goes so far to perform an alchemical wedding between two corpses, their blood, or their liquids at the end of the plot [...]« (ebd., 233). Doch im Lichte des gegen sie vorgebrachten Alchemievorwurfs betonte Marie de Gournay in späteren Schriften allzu vehement, keine profunden Kenntnisse auf diesem Gebiet vorweisen zu können, als dass ein so starker Einfluss alchemistischer Theorien auf ihre Werke plausibel wäre.

¹⁴¹ »But the relation of »alliance« in the sixteenth century was not only one of mutual affection. It was basically a literary partnership [...].« Ilsley (1963), 31.

ves subsumiert werden können.¹⁴² War es im 16. Jahrhundert unter Mitgliedern der *res publica literaria* üblich, einer auf Intellekt und Gelehrsamkeit fußenden *alliance* mit einem Familientitel Ausdruck zu verleihen, so gingen zunächst lediglich Männer eine derartige Verbindung ein.¹⁴³ Beispielsweise sprach La Boétie seinen Freund Montaigne – wie bereits angesichts jener im Zuge seiner Agonie formulierten letzten Worte, die in *Lettre à son père* verewigt worden sind, deutlich wurde – als seinen ›Bruder‹ an.¹⁴⁴ Posthum bestätigte Montaigne in *Les Essais*, dass ihn und den Verstorbenen im Rahmen einer *alliance* Bruderschaft verband.¹⁴⁵ In seinem 1540 erschienenen Werk *La poésie françoise* widmete Charles de Sainte-Marthe (1512–1555) seinem *père d'alliance* Clément Marot (1496–1544), als dessen ›Lehrling‹ (*apprenti*) er sich sah, ein Epigramm, wobei in der letzten Verszeile Sainte-Marthes rhetorische Frage samt Kindesmetapher herauszuheben ist:¹⁴⁶ *Qui reprendra l'enfant qui suit son Père?*¹⁴⁷ Ähnlich benennt Guillaume des Autels (1529–um 1580), in *Repos de plus grand travail* von 1550, Jacques de Bermères (?–?) als *frère par alliance* sowie Pierre Bouchage (?–?) als seinen *Pylades par alliance*.¹⁴⁸

Neben diesen *alliances* zwischen Männern bildeten sich jedoch bereits im 16. Jahrhundert auch gegengeschlechtliche *alliance*-Beziehungen aus. So bot etwa Lipsius Marie de Gournay an, als ihr ›Bruder‹ zu fungieren, und zwar nachdem er sie im Mai 1593 über

142 Vgl. dazu Devincenzo (2002), 182, Anm. 90.

143 Vgl. zu dieser Kurzdefinition von *alliance* Cline Horowitz (1986), 275.

144 Vgl. erneut Montaigne (2012), 86–88: »[...] Mon frère, mon frère, me refusez-vous donc une place?«

145 »C'est à la vérité un beau nom, et plein de dilection que le nom de frère, et à cette cause en fimes, lui et moi, notre alliance.« Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 191 [Herv. d. Verf.].

146 Vgl. dazu Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58.

147 Das Epigramm lautet vollständig (von mir aus dem Mittelfranzösischen der Orthographie des Neufranzösischen angepasst): »Que dira-t-on de me voir si hardi/De composer après toi, ô Clément?/Mon cerveau n'est encore tant étourdi/Que ton pareil me dye aucunement./Car d'avant tous je confesse hautement,/Que seulement ton apprenti je suis,/j'écris, j'invente et fais ce que je puis./On ne me peut tourner à impropre/si écrivant totalement t'ensuis./Qui reprendra l'enfant qui suit son Père?« Vgl. *La poésie françoise de Charles de Saincte-Marthe, ... divisée en trois livres ... Plus un livre de ses amys*, erschienen 1540 in Lyon. Die digitalisierte Fassung ist verfügbar in der Werkdatenbank der BNF: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k708687.image> (zuletzt aufgerufen am 24.03.2021). Das Epigramm *A Clement Marot son Pere d'Aience* befindet sich auf Seite 55.

148 *Repos de plus grand travail* erschien 1550 in Lyon bei Jean de Tournes (1504–1564). Die digitalisierte Fassung ist verfügbar in der Werkdatenbank der BNF: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k79127w.image> (zuletzt aufgerufen am 24.03.2021). Die entsprechenden Zueignungen an Bermères beziehungsweise Bouchage finden sich auf den Seiten 11 beziehungsweise 29. Vgl. dazu erneut Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58. Im Übrigen ist Pylades in der griechischen Mythologie der treue Gefährte des Orestes. Obgleich die Freundschaft zwischen den beiden bereits in der griechischen Antike bei Euripides (um 485/484 v. u. Z.–407/406 v. u. Z.) (besonders in *Iphigenie auf Tauris* und in seinem *Orestes*) sowie in Lukians (um 120–nach 180) Dialog *Toxaris* als mustergültig dargestellt wurde, verdankte dieses Motiv der perfekten Freundschaft seine stärkste Nachwirkung bis in die Neuzeit einem römischen Drama, das bereits in der Antike verlorenging. Darin wird geschildert, dass König Thoas in Anwesenheit des Pylades den Tod des Orestes forderte. Da Thoas jedoch nicht zuordnen konnte, welcher der beiden Männer Orestes war, meldete sich zunächst Pylades zu Wort, um für den Freund zu sterben – sogleich widersprach ihm Orestes, um umgekehrt ebenfalls für den Freund zu sterben. Vgl. dazu Tilg (2008), Sp. 213.

das bereits im September 1592 erfolgte Ableben ihres ›Vaters‹ Montaigne in Kenntnis hatte setzen müssen.¹⁴⁹ Doch auch andere literarisch Tätige des 16. Jahrhunderts gingen eine gegengeschlechtliche *alliance* ein.¹⁵⁰ So bezieht sich der bereits erwähnte Guillaume des Autels just in *Repos de plus grand travail* auf Jeanne Bourguignonne als seine *cousine par alliance*,¹⁵¹ und in dem ebenfalls bereits genannten Lyrikband *La poésie françoise* benennt Charles de Sainte-Marthe zwei Damen jeweils als *sœur d'alliance*, nämlich zum einen Madeleine de la Tour, zum anderen Mademoiselle d'Estable.¹⁵² Wiederum finden sich in Clément Marots *L'Adolescence clémentine* (1532) drei Rondeaux, die Nummern 38, 39 und 40, die als Triptychon mit dem Thema *alliance* zusammenhängen.¹⁵³ Die ersten beiden, *D'alliance de pensée* (38)¹⁵⁴ und *D'alliance de grande amie* (39),¹⁵⁵ handeln von derselben wechselseitig eingegangen *alliance*, wobei der eher keusche Grundton des ersten Textes im zweiten Rondeau aufgrund der Schilderung eines erfolgten Kisses abgelöst wird durch körperliche Anziehung. Trotz dieses Bezugs auf Körperlichkeit bleibt jedoch die *alliance* keusch.¹⁵⁶ Die hier vorkommende Unbekannte wurde von Abel Lefranc als Anne d'Alençon (1492–1562) identifiziert, die eine illegitime Nichte Margarete von Navarras – der Förderin Marots¹⁵⁷ – und somit deren *nièce par alliance* war.¹⁵⁸ Im letzten Rondeau, *De trois Alliances* (40), wird eine Verbindung zwischen den beiden Frauen, der *grande amie* sowie deren *tante*, hergestellt.¹⁵⁹ Hier zeigt sich ein zärtlicher Marot, dessen Verehrung für die junge Anne auch ihrer Tante Margarete zu Ehren gereichen soll und der das weibliche

149 Auf diese Stelle wird zurückzukommen sein: »Tuus pater jam est. [...]. Hunc nunc satis, amo te Virgo, sed sic ut Sapientiam amo, caste : fac idem mihi, et quoniam pater tuus ille obiit, cense me fratrem.« Gournay (2002f): *Lettre de Juste Lipse à Marie de Gournay* (24 mai 1593), 1937.

150 Vgl. Larsen (2016), 200. Vgl. außerdem zu Marot Ilsley (1963), 31.

151 Des Autels (1550), 37; Verfügbar: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k79127w.image> (zuletzt aufgerufen am 24.03.2021). Vgl. dazu erneut Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58.

152 Vgl. Sainte-Marthe (1540), 70, 159; Verfügbar: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k708687.image> (zuletzt aufgerufen am 24.03.2021) sowie erneut Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58.

153 Vgl. Marot (2007), 151–152.

154 Ebd.

155 Ebd.

156 »La chaste « alliance » du rondeau [38] se double d'un désir charnel. Le corps n'est pas éliminé mais la pensée reste pure – pierre de touche de « ferme amour ».« Ebd., 555, Anm. 398.

157 Zunächst war Marot als Kammerdiener Margaretes sowie als Lyriker bei Hofe tonangebend und stilbildend für die *école marotique*, und seine Anhänger lehnten die allzu elaborierte Reimtechnik der *rhetoriqueurs* ab; vgl. Engler (³1994), 82–83; Engler (2000), 615; Grimm/Hartwig (⁶2014), 131–132. Aufgrund ihn betreffender Verdächtigungen im Zuge der *affaire des placards* 1534 ging Marot ins Exil nach Ferrara, an den Hof der Renée de France (um 1510–1575), wo die lyrischen Kleinode *blasons anatomiques du corps féminin* entstanden. Vgl. zu den *blasons anatomiques* und deren Neugestaltung durch Marot Goeury (2016), besonders 13–14.

158 Vgl. zu ihrer Bezeichnung als *nièce par alliance* Bayrou (2019), Anm. 20. Zu Lefrancs Arbeit und Marots Liebesdichtung für Anne d'Alençon vgl. das Kapitel »Le roman d'amour de Clément Marot« in Abel Lefrancs 1914 erschienem Werk *Grands écrivains français de la Renaissance* (1914 [1949]), 1–61, sowie die Biographie Marots von Jourda (1967).

159 Vgl. zu der Identifikation mit Marguerite de Navarre bereits Dappen (1926), 12, sowie Ihsley (1963), 31.

alliance-Duo zu einer mystischen Trinität erweitert.¹⁶⁰ Auch der etwa zeitgleich mit Marot in Lyon wirkende Maurice Scève (um 1501– um 1564) bezog sich auf die rund 20 Jahre jüngere Pernette du Guillet als *sœur d'alliance* – beide waren aktiv im Umkreis der *école lyonnaise*, jener um Scève und Louise Labé versammelten italophilen Lyoner Dichterschule, mit der die Hochphase des französischen Petrarkismus in Frankreich eingeläutet wurde.¹⁶¹ Scève fungierte als Mentor Pernette du Guillets, doch bestand zwischen ihnen auch eine unerfüllte Liebe, die wohl geradezu prototypisch jener poetologischen Leitlinie entsprach, welche die Mitglieder der *école lyonnaise* in der Verschränkung des Ideals höfischer Liebe mit Elementen der petrarkistischen Liebeslyrik sowie der neuplatonischen Liebeskonzeption in ihren Dichtungen propagierten:¹⁶² Setzte Scève Pernette in *Délie* mit seiner homonymen Lyriksammlung ein Denkmal, ohne sie explizit namentlich zu nennen, so tat es ihm Pernette in ihren *Rimes* gleich, wobei diese erst im August 1554 posthum erschienen.¹⁶³ Im Übrigen schließen die *Rimes* mit fünf von Maurice Scève sowie Jean de Vauzelles (1495–1563) verfassten Epitaphen ab, mit denen Pernette der Titel *sœur* bestätigt und sie *cousine* genannt wird.¹⁶⁴

¹⁶⁰ Vgl. Bayrou (2019), 24, zu *De trois Alliances*: »Un tel déplacement génère des correspondances entre les différentes relations réunies sous le motif de l'« alliance », un mot qui évoque la sociabilité, l'éthique et la spiritualité aussi bien qu'une simple « histoire d'amour ». Dans cette configuration, la « Grand Amie » obtient une part de la révérence due à la protectrice, dont elle est en quelque sorte un double accessible : on peut l'aimer, la désirer sans encourir le ridicule d'une trop forte disparité de conditions. En retour, la « Tante » obtient une part de l'amour dévolu à la jeune maîtresse. Quant à la « Pensée [...] noble et prudente » (v. 6), personnage le plus mystérieux de ces « trois alliances », si elle ne renvoie pas à une tierce dame, elle pourrait désigner les valeurs qui consolident le triangle amoureux [...].«

¹⁶¹ Vgl. Grimm/Hartwig (2014), 133: »In deren Texten [der *école lyonnaise*] gehen gewandelte Vorstellungen von höfischer Liebe mit platonistischen Theorien und vor allem Topoi aus dem Audrucksrepertoire des italienischen Petrarkismus eine neuartige Verbindung ein.«

¹⁶² Maurice Scèves nach petrarkistischem Vorbild verfasstes hermetisches Werk *Délie. Objet de Plus Haute Vertue* erschien 1544 und umfasst 449 *dizains* sowie ein Widmungsgedicht. Im Gegensatz zur *Pléiade* trachtete Scève nicht nach einem Bruch mit dem omnipräsenen Vorbild Petrarca, sondern nach dessen Integration in die französische Dichtung. Mehr noch inszenierte er sich 1533 als Entdecker des vermeintlichen Grabs von Petracas Laura in Avignon. Auch Pernette du Guillet lieferte mit ihren *Rimes* »eine metrisch-formal elegante Synthese aus marotistischer Poesie, petrarkistischen, platonistischen und aus dem Mittelalter übernommenen Elementen« (ebd., 134). Vgl. dazu Lefèvre (2015), 130, Anm. 39, sowie Grimm/Hartwig (2014), 133. Vgl. zur Bezeichnung *sœur d'alliance* Larsen (2016), 200. Die Verbindung beider war wohl eine des gegenseitigen Schwärmens für einander, doch heiratete Pernette 1538 einen anderen, zudem war Maurice Scève aufgrund eines religiösen Gelübdes an das Zölibat gebunden; vgl. Roussel (2007), 177.

¹⁶³ Eine Gesamtschau beider Werke zeigt, dass manche Stellen in nur einigen Worten voneinander abweichen und komplementär zueinander gelesen werden müssen. Vgl. erneut Roussel (2007), 177f.

¹⁶⁴ Dabei handelt es sich um *Epitaphes de la gentile et spirituelle Dame Pernette Du Guillet, dicté Cousine*, wobei sie am Ende als *cousine et sœur* bezeichnet wird. Vgl. dazu Rajchenbach (2007) sowie Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58. Die digitalisierte Fassung der *Rimes* (eigentlich: *Rymes*) ist verfügbar in der Werkdatenbank der BNF: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b8609525w.image> (zuletzt aufgerufen am 27.03.2021, besonders 78–80). Vgl. außerdem Roussel (2007) sowie Zimmermann (2005), besonders 199–201. Pernettes Ehemann bat nach ihrem frühen Ableben den Herausgeber Antoine Du Moulin (um 1510–1551), die einzigen von ihr hinterlassenen Texte, ihre

Auch Marie de Gournays ebenfalls eigenständige Werke verfassende, obgleich weniger bekannte Zeitgenossin Marie Le Gendre (?–?) wählte einen *père d'alliance*, und zwar François Le Poulchre, seigneur de la Motte-Messemé (1546–1597).¹⁶⁵ Mit dem Kreis um Le Poulchre ist auch die dichtende und unter anderem Ovid übersetzende Madeleine de l'Aubespine, dame de Villeroy (1546–1596), verbunden, die sich mit *Les chansons de Callianthe, fille de Ronsard* unter Bezug auf ihr Pseudonym Callianthe wahrscheinlich den hier ersichtlich werdenden Titel der ›Tochter‹ des *Pléiade*-Kopfes Ronsard, mit dem sie befreundet war, andichtete.¹⁶⁶ Allerdings wurde ihr von Teilen der Forschung die Autorschaft über diese Schrift zugunsten Héliette de Vivonnes (1558–1625) abgesprochen, wobei in dieser Frage immer noch kein Forschungskonsens herrscht.¹⁶⁷ Überdies konnte eine *alliance* auch zwischen tatsächlich miteinander blutsverwandtschaftlich in Beziehung stehenden Familienmitgliedern eingegangen werden. So verband die leiblichen Geschwister Jacques de Romieu (um 1540–um 1600) und Marie de Romieu (um 1545–um 1584) eine intellektuell-literarisch geprägte Partnerschaft zwischen *frère* und *sœur*.¹⁶⁸ Auch das bereits genannte Mutter-Tochter-Gespann der ›Dames des Roches‹,¹⁶⁹ Madeleine Neveu und Catherine Fradonnet, bekräftigte seine blutsverwandtschaftlich bereits bestehende Verbindung, indem es gemeinsam die 1572 erschienene didaktische Schrift *L'instruction pour les jeunes dames, par la Mère et la Fille d'alliance* verfasste – allerdings ist auch in diesem Fall die eigentliche Urheberschaft unklar.¹⁷⁰ Jedoch zeigen die anderen von ihnen überlieferten Werk deutlich eben diesen rhetorischen Duktus, den Kenny als antipatriarchales Signal wertet.¹⁷¹

Im Lichte insbesondere der beiden letztgenannten Beispiele – den Geschwistern Romieu sowie den Dames des Roches – ist festzuhalten, dass die Art und Weise, in der *alliance* als besondere Form der intellektuellen Relation gesehen wird, prinzipiell nicht oder zumindest nicht in erster Linie jene einer Ersatzkonstellation für Blutsverwandtschaft sein sollte. Ganz im Gegenteil liegt bei einer *alliance* vielmehr die Betonung auf der Beiläufigkeit tatsächlicher blutsverwandtschaftlicher Beziehungen, wobei entscheidend

insgesamt siebzig *Rimes*, zu veröffentlichen. Auf den letzten Seiten dieses 1554 posthum veröffentlichten Werks finden sich Epitaphe von Scève und eben auch von Jean de Vauzelles.

- 165 Vgl. dazu sowie zu Marie Le Gendre als Leserin von Marie de Gournays Werken Berriot-Salvadore (1992) sowie Heitsch (2010), 225. Vgl. zu Marie Le Gendres Werken Zimmermann (2005), 211.
- 166 Vgl. Zimmermann (2005), besonders 2010–213, zur Biographie, den Werken und dem Wirken Madeleine de l'Aubespines. Vgl. außerdem Kenny (2020), 211, und seine Besprechung des läblichen Kommentars *La Croix du Maines* zu Madeleine de l'Aubespine.
- 167 Die erste Printausgabe des Textes lag vor mit Sorg (1926), wobei sich auf den Seiten 7–18 jener Ausgabe mehrere lyrische Texte finden, die Sorg Madeleine de l'Aubespine zuschreibt. Diese Attribution wurde jedoch angezweifelt durch Lachèvre (1932), 13–27. Allerdings schlug sich vier Jahre später Lavaud (1936), 501–516, auf die Seite von Sorg.
- 168 Vgl. zu Jacques de Romieu und Marie de Romieu Zimmermann (2005), 219–221.
- 169 Vgl. zu dieser Namensgebung erneut die an anderer Stelle bereits erwähnte Passage bei Kenny (2020), 113–114.
- 170 Vgl. dazu Shapiro (2008), 242. Die Verfasserinnen sind aufgrund des Kryptonyms M. D. R. opak geblieben. Claude La Charité hat zwischenzeitlich argumentiert, die eigentliche Urheberin sei Marie de Romieu. Vgl. dazu La Charité (2000).
- 171 Vgl. dazu Kenny (2020), 113–114.

die reziproke geistige Verbindung sowie, in manchen Fällen, eine hieraus erwachsenen ideelle Förderung oder Kooperation waren. Wie jedoch am Beispiel der *alliance*-Paare Clément Marot und Anne d'Alençon sowie Maurice Scève und Pernette du Guillet deutlich wurde, konnte eine derartige Relation durchaus ein romantisch-schwärmerisches Moment miteinschließen. Dies ist auch mittels eines Blicks auf die kulturgeschichtlichen Hintergründe derartiger *alliance*-Beziehungen zu erklären, die im Folgenden erläutern werden.

4.2.3 Höfische und neuplatonische Grundlagen

Die soziale, intellektuelle und literaturbezogene sowie literarische Praxis, gegenseitliche *alliance*-Beziehungen einzugehen, wurzelt in Frankreich im Aufkommen sogenannter *amours d'alliance* – einer Art übererhöhter, platonischer und zweigeschlechtlicher Freundschaft.¹⁷² Als Vorreiter hierfür gilt Ludwig XII. (1462–1515) oder vielmehr dessen Stilisierung zu einem Vertreter der *amour d'alliance*. Ludwigs Biograph, Jean d'Auton (1466–1527/28), ließ in den von ihm verfassten *Chroniques de Louis XII* erstmals die Adelige Tommasina Spinola (1474–1505) auftreten, deren Bekanntschaft Ludwig in Genua gemacht habe.¹⁷³ Dermaßen habe Tommasina für den König geschwärmt, dass sie ihn darum gebeten habe, eine »ehrbare Bekanntschaft in liebenswürdiger Übereinkunft«¹⁷⁴ einzugehen, und aufgrund ihrer Faszination für Ludwig wünschte sie fortan, nie wieder mit ihrem Ehemann zu schlafen.¹⁷⁵ Ausgehend hiervon entwickelte d'Auton mit der 1505, das heißt im Todesjahr Tommasinas, verfassten *La complainte de Gennes* einennekrologischen Text, mit dem in Form von Lamentationen sowohl die von tiefer Trauer geprägte Reaktion Tommasinas auf Ludwigs vermeintlichen Tod als auch ihr aus dieser falschen Annahme resultierendes, eigenes Ableben und die Trauer um sie formuliert wurden.¹⁷⁶ Der Historiker John Gagné verortet diese *alliance* zwischen Ludwig und Tommasina im Kontext der Italienfeldzüge französischer Herrscher von Karl VIII. über Ludwig XII. bis zu Franz I. und stellt heraus, dass das buchstäbliche Sammeln von Frauen seitens dieser Herrscher – gemeint sind hier Sammelmanuskripte mit gemalten Abbildern italienischer Damen – nicht nur das auf italienische Frauen gerichtete Begehren der Regenten verdeutlicht habe, sondern mittels dieser ikonographischen Ap-

¹⁷² »Il s'agit des «amours d'alliance», autrement dit d'une sorte d'amitié supérieure entre un homme et une femme.« Delumeau (1984), 392.

¹⁷³ Vgl. dazu Gagné (2017), 150, außerdem Delumeau (1984), 392: »Louis XII éprouva ainsi une sorte d'amour très platonique pour une Génoise, Tommasina Spinola.« Vgl. zu genauerer Hintergründen Didier Le Furs Biographie zu Ludwig XII. (2010) sowie den Beitrag von Gagné (2017), besonders 149–161.

¹⁷⁴ Vgl. dazu die englische Übersetzung von Gagné (2017: 150) sowie das französische Zitat in Delumeau (1984), 392: »Il y avait entre eux «acquaintance honorable et amiable intelligence».¹⁷⁵

¹⁷⁵ Vgl. dazu Gagné (2017), 150.

¹⁷⁶ Es handelt sich um *La complainte de Gennes sur la mort de dame Thomassine Espinolle, Genevoise, dame intendyo du roy, avec l'épitaphe et le regret* (1505). Das Originalmanuskript ist verfügbar unter <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b100223863/f22.item> (zuletzt aufgerufen am 22.03.2021).

propriation weiblicher Abbildungen gleichzeitig der territoriale Herrschaftsanspruch dieser Herrscher auf Italien versinnbildlicht worden sei.¹⁷⁷

In diesem Kontext ist das freiwillig gewählte Zölibat Tommasinas hervorzuheben, verweist es doch auf Enthaltsamkeit oder gar Jungfräulichkeit als Voraussetzung für das Eingehen der späteren, aus diesem Kontext erwachsenden gegengeschlechtlichen *alliance*-Beziehungen. Dies wiederum erinnert an jenen Status der Jungfernschaft, der Marie de Gournay – wie anhand der Formulierung in Étienne Pasquier's Brief deutlich wurde – unmittelbar nach dem Ableben Montaignes zugesprochen oder vielmehr auferlegt wurde, und zwar aufgrund ihrer Position als Hüterin des geistigen Nachlasses ihres ›Vaters‹.¹⁷⁸ Zwar wird dieser Aspekt der Enthaltsamkeit bei Gagné mit Blick auf Ludwig XII. und Tommasina nicht weiterverfolgt, doch findet sich bei Saulnier ein Verweis, der eine von mehreren plausiblen kulturgeschichtlichen Teilerklärungen für die Präsenz von Enthaltsamkeit oder Jungfräulichkeit in gegengeschlechtlichen *alliance*-Beziehungen sein könnte, nämlich die christliche Praxis der *virgines subintroductae*.¹⁷⁹ Hierunter verstand man wahrscheinlich bereits im Urchristentum Syneisaktismus praktizierende Jungfrauen oder Witwen, das heißt sich freiwillig der Jungfräulichkeit oder Enthaltsamkeit verschreibende Frauen, die mit ebenfalls keusch lebenden Männern eine geistig-spirituelle Ehe eingingen und mit diesen zusammenlebten, um sich um deren Haushalt zu kümmern.¹⁸⁰ Jedoch findet sich dafür kein expliziter biblischer Nachweis, denn Aussagen des Paulus im Korintherbrief zu Jungfräulichkeit und Ehelosigkeit können nicht eindeutig in diese Richtung ausgelegt werden.¹⁸¹ Überdies wurde bereits im 3. Jahrhundert – erst dann tauchte der nun pejorativ gebrauchte Terminus *virgines subintroductae* tatsächlich auf – diese Praxis als unschicklich gegeißelt, da das Bestreben dieser Jungfrauen oder Enthaltsamen kritisiert wurde, im Zuge ihrer Verbindung zu in Askese lebenden Männern ebenfalls ein gewisses Ausmaß an Spiritualität erlangen zu wollen.¹⁸² Allerdings wurde ab dem 5. Jahrhundert der Begriff neutral verwendet, nämlich als Bezeichnung

¹⁷⁷ »Collecting women (including their representations) and collecting territory could be collapsed into each other through fertile conceptual slippages enabled by art. As tokens of civility and beauty, images of women helped to authorize conquest insofar as they served to naturalize visions of mastery, in both discourse and practice.« Gagné (2017), 131.

¹⁷⁸ Vgl. dazu erneut Lettre 1, »A Monsieur de Pelgé, Conseiller du Roy & Maistre en sa Chambre des Comptes de Paris«, in: Pasquier (1723), Sp. 515–20, besonders Sp. 518–520.

¹⁷⁹ Auf diese verweist Saulnier in seiner kritischen Ausgabe der Werke Maurice Scèves im Kontext der *alliance*-Beziehungen im 16. Jahrhundert. Vgl. erneut Saulnier (2003 [1948/49]), 88, Anm. 58: »C'est un usage d'époque, de se donner des parents « d'alliance », et notamment frères ou sœurs. (Faut-il évoquer, au III^e siècle, du temps des *virgines subintroductae*, les couples mystiques de frères et sœurs ?)«

¹⁸⁰ Vgl. dazu den Beitrag von Kugelman/Murphy (2003).

¹⁸¹ Vgl. dazu ebd. Erstmals wurde eine diesbezüglich umstrittene Passage im NT – 1 Kor 7,38 – von Hans Achelis als frühester Nachweis der Praxis der *virgines subintroductae* diskutiert; vgl. Achelis (1902).

¹⁸² Vgl. Kugelman/Murphy (2003): »The term *virgines subintroductae* appears in the 3rd century in a pejorative sense and is the result of the accusation that such virgins or widows considered themselves united to the ascetic in a spiritual marriage for mutual assistance in achieving a high spirituality.«

von im Haushalt von Klerikern zum Zwecke der Haushaltsführung lebenden Frauen, unabhängig vom Verwandtschaftsgrad.¹⁸³

Im Anschluss an die sozusagen halbfiktionale, da im Rahmen eines enkomiaischen Werks von einem Biographen stilisierte Episode um Ludwig XII. und Tommasina Spinola finden sich keineswegs zufällig derartige *amours d'alliance* im fiktionalen Kontext des um 1545 begonnenen und bis 1549 unvollendet gebliebenen *Heptaméron* wieder, das heißt in jener an Boccaccios (1313–1375) *Decamerone* geschulten Novellensammlung Margare von Navarras (1492–1549).¹⁸⁴ In einigen der Novellen ist von *amours d'alliance* die Rede, und es sind Bezeichnungen wie *frère d'alliance* und *sœur d'alliance* zu finden.¹⁸⁵ Zudem ist das im *Heptaméron* wirkmächtige Konzept der *parfaite amitié* zwischen Männern und Frauen herauszuheben.¹⁸⁶

Diesen Liebes- und Freundschaftskonzepten zugrunde liegt ein äußerst komplexes Geflecht gattungsspezifischer Charakteristika und diskursgeschichtlicher Traditionen, deren Erörterung im Folgenden notwendig skizzenhaft bleiben muss, da ihre Darstellung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. So lässt sich die Konstatierung des Vorkommens von *alliance*-Beziehungen auf einer rein semantischen Ebene im *Heptaméron* aufgrund seiner dialogischen Struktur und somit der Absenz einer einzigen narrativen Stimme sowie infolge der Polyphonie der Stimmen der Dialogierenden – zehn Personen beiderlei Geschlechts kommentieren und erzählen an acht Tagen je zehn wahre Begebenheiten pro Tag – schwerlich in konzise Aussagen übersetzen.¹⁸⁷ Auch deshalb ist es vonnöten, den kultur- und geschlechtergeschichtlichen Entstehungskontext des Werks im 16. Jahrhundert zu berücksichtigen. Dabei handelt es sich um eine Zeitspanne, in der

183 »In the 5th century the term was applied almost indiscriminately to women, whether relatives or not, who lived as domestics in the houses of ecclesiastics.« Ebd.

184 Margarete von Navarra und ihr Bruder, der künftige Renaissancefürst Franz I., der dem kinderlos gebliebenen Ludwig XII. (1462–1515) auf dem Thron nachfolgte, waren in Jugendjahren häufig an Ludwigs Hof zu Gast. Nach dessen Tod ging die Königsherrschaft von der Linie der Valois-Orléans auf jene der Valois-Angoulême über. Vgl. dazu die historische Einleitung von Paul Lacroix in Navarre (1880), I–XXX). Vgl. zum *Heptaméron* und zu Margaretes literarischem Schaffen Engler (³1994), 607–608; Engler (2000), 86–87; Grimm/Hartwig (²2014), 145–146. Bereits zur Regierungszeit ihres Bruders war offenkundig, dass Margarete reformierte Zeitgenossen an ihrem Hof im südfranzösischen Nérac schützte, allen voran den jungen Calvin sowie Literaten und Gelehrte; vgl. dazu Engler (³1994), 608; Appel (2018), 60, 101. Hierzu gehörten neben ihrem Kammerdiener Clément Marot auch der Bischof von Meaux, Guillaume Briçonnet (um 1470–1534). Letzterer ließ wiederum den Humanisten Jacques Lefèvre d'Étaples (um 1450–1536), der die erste und an der *Vulgata* orientierte französische Übersetzung der Bibel besorgte, als einen reformatorisch gesinnten Generalvikar seine Gemeinde in Meaux humanistisch-protoreformatorisch umgestalten. Allerdings wurde jene Gruppe von Meaux, zu der im Übrigen auch Lefèvre d'Étaples Schüler Guillaume Farel (1489–1565) gehörte, letztlich zerschlagen und ihre Mitglieder dazu genötigt u.a. nach Straßburg zu fliehen. Vgl. Engler (³1994), 507; Amson (2004), 51; Vogler (2003), 134.

185 »Notice the similarity between this situation and the one described by Saint-Aignan in the documents found by Le Rouy de Lincy relation to Novella I. It was common practice in the sixteenth century for young people to be informally adopted as sons or daughters *par alliance*.*c* The most famous example of this was Montaigne's adoption of his youthful admirer Marie de Gournay [Herv. d. Verf.]« Cholakian (1991), 260, Anm. 12.

186 Vgl. Leushuis (2003), 32ff.

187 Ebd., 31.

die Ehe als Institution in eine tiefe Krise geriet, weshalb das Geschlechterverhältnis und die Ehefrage vielfach und unter anderem von Humanisten wie Erasmus (um 1466–1536) diskutiert wurden.¹⁸⁸ Vor diesem Hintergrund thematisiert das *Heptaméron* in einem fiktionalen Rahmen die sich im Wandel befindlichen Geschlechterverhältnisse und zeigt konkurrierend zum Ehestand existierende alternative Beziehungsformen auf, etwa die *honnête amitié* und eben auch die *amitié d'alliance* oder die *amour d'alliance*.¹⁸⁹ Nicht zuletzt bezeugten derartige *amitiés* und *amours d'alliance* zumindest in höher entwickelten sozialen Kontexten eine Verfeinerung der Sitten sowie eine grundsätzliche Aufwertung der Frau.¹⁹⁰

Dem zugrunde lagen antike und christliche Konzeptionen von Liebe sowie Freundschaft – *eros* und *philia* sowie *agape* und *caritas*¹⁹¹ –, die vom Mittelalter bis in die Renaissance Wandlungen durchliefen. Sie wurden verschränkt mit dem Ideal höfischer Liebe (*fin'amor*) sowie mit der über Marsilio Ficinos (1433–1499) Platon-Kommentare und unter anderem über Pietro Bembos (1470–1547) *Gli Asolani* (1505) vermittelten neuplatonischen Liebesauffassung,¹⁹² die sich im Rahmen der humanistischen Dialogtradition

188 Die Ehe als Institution befand sich im Frankreich des 16. Jahrhunderts in einem tiefgreifenden Wandlungsprozess: Im Zuge der protestantischen Reformationsbewegungen jenseits der Alpen galt sie zwar noch als heilig, jedoch nicht mehr als Sakrament (die Ehe war im Rahmen des Konzils von Trient (1545–1563) als siebtes Sakrament definiert worden). Der sakramentale Charakter der Ehe, vor allem aber der Umstand, dass keine elterliche Einwilligung, sondern lediglich die Übereinkunft beider Ehegatten für die katholische Eheschließung notwendig war, wurde von reformatorischer Seite stark kritisiert. Denn diese Praxis befördere, so die reformierte Ansicht, Bigamie, heimliche Eheschließungen oder *mésalliances*, da das Elternhaus rechtlich keinerlei Kontrolle über die Wahl des Ehegatten beziehungsweise der Ehefrau habe. Ebenso wurde die Unauflöslichkeit der Ehe in Frage gestellt und von reformatorischer Seite Scheidung als Möglichkeit der Eheauflösung befürwortet. Durch die Reformation erfuhr die Ehe jedoch eine Aufwertung, da sie die Eheschließung für ihre Geistlichen legitimierte. Dies geschah allerdings vor allem in Abgrenzung zu dem von der katholischen Kirche propagierten und favorisierten Lebensentwurf eines entweder gänzlich jungfräulichen oder zumindest enthaltsamen Lebens. Letztere waren von katholischem Standpunkt aus Optionen, die hierarchisch über der Heirat standen und somit vor der Überlegung, eine Ehe einzugehen, in Erwägung zu ziehen waren. Folglich darf die Aufwertung der Ehe auf reformatorischer Seite nicht als primär verfolgte Besserstellung der Ehefrau gesehen werden, obgleich es zutreffend ist, dass deren Rechte, als positive Begleiterscheinung, gestärkt wurden. Vgl. Leushuis (2003), 29–31; Holland (2007), 133; Seidel Menchi (1993), 214; Veillon (2006), 195. Vgl. außerdem zu den Ehe- und Erziehungsdidaxen des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Erasmus (um 1466–1536) und Juan Luis Vives (um 1492–1540) Timmermans (1993), 31–41: Hier sind Vives' Schrift zur Mädchen- und Frauenerziehung *De institutione feminae Christianae* (1524) und Erasmus' *Christianianus Matrimonii Institutio* (1526) hervorzuheben.

189 Vgl. Leushuis (2003), 29–31.

190 »Une coutume qui se répandit en Europe à l'époque de la Renaissance apporte un témoignage à la fois sur l'affinement des moeurs et sur l'estime nouvelle en laquelle la femme, au moins dans les milieux les plus évolués, pouvait être tenue.« Delumeau (1984), 391–392.

191 Vgl. ebd. sowie Düsing/Klein (2009), die eine umfassende kulturgeschichtliche Übersicht zu diesen vier Konzepten bieten.

192 Mit *Commentarium in convivium Platonis de amore* (1469) – kurz: *De Amore* – legte Ficino nicht nur einen Kommentar zum Text vor, sondern, als eine Art *mise-en-abîme* des ursprünglichen Symposion Platons, eine Reinszenierung des Gastmahl – nun mit Florenz als Schauplatz. Schneider (2012) weist nach, dass *De Amore* ein in mehrfacher Hinsicht performativer Text ist, der an ritual-, sprach-

nen im Fahrwasser des ab 1537 in französischer Übersetzung durch Jacques Colin vorliegenden *Il Libro del Cortegiano* (1528) äußerte.¹⁹³ In diesem Kontext gilt das *Heptaméron* als textueller Kulminationspunkt der in Frankreich rezipierten (neu-)platonischen Konzepte, wobei hierfür werksinhärent insbesondere der *dagoucinisme* der Figur des Dagoucin steht.¹⁹⁴ Die Aussagen zum Verhältnis der Geschlechter im *Heptaméron* stehen zudem im Spannungsfeld zweier Haltungen Margarete von Navarras: einerseits ihres aristokratisch-autoritären Ansinnens, den sakramentalen Charakter der Ehe aus Gründen der sozialen Ordnung zu restituieren, andererseits einer evangelikal-affektiven, mystizistischen Position.¹⁹⁵ Aus dieser speisen sich Vorstellungen einer idealen, auch göttlich-spirituellen und geradezu symbiotischen Gleichheit innerhalb der Geschlechterverhältnisse, denn in einigen Novellen des *Heptaméron* werden die sakramentale Ehe sowie die *philia* – jene perfekte freundschaftliche Liebe, wie sie prominent in der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles sowie in Ciceros *De amicitia* allein für Männerfreundschaften erörtert wird¹⁹⁶ – zu Grundbausteinen der vollkommenen Freundschaft zwischen Mann und Frau und somit Werkzeug der Herstellung idealer Gleichheit.¹⁹⁷

Natürlich waren zudem die seit dem 15. Jahrhundert diachron wie synchron einsetzenden Geschlechterdebatten der *Querelle des Femmes*, in deren Rahmen ebenfalls Fragen zu Liebe und Freundschaft zwischen Männern und Frauen diskutiert wurden, mit entscheidend für Margarete und ihr Werk. So finden sich im *Heptaméron* intertextuelle Verweise auf Alain Chartiers (um 1385–um 1430/1440) *La Belle Dame sans Mercy* (1424)

und medientheoretische Aspekte des Performativitätsbegriffs anschließt, die mit Ficinos Theorie des Enthusiasmus sowie seinem platonisch inspirierten Textbegriff in Verbindung zu bringen sind; vgl. dazu ebd., 244.

193 Pietro Bembo ließ in *Gli Asolani* (1505) seine adeligen Hauptprotagonistinnen und -protagonisten einen Dialog über die Liebe ausgestalten. Im vierten Buch des *Cortegiano* lässt Castiglione den nun zum Protagonisten avancierten Bembo eine Liebesdoktrin in Bezug auf den perfekten Hofmann formulieren. Vgl. Ebbersmeyer (2017); Roger-Vasselin (2007), besonders 94–95; Leushuis (2003), 31; Delumeau (1984), 392. Vgl. außerdem zur Evolution von gleich- und gegengeschlechtlichen Freundschaften in der Frühen Neuzeit Seifert/Wilkin (2016), 1–29, besonders 9–14.

194 Vgl. Roger-Vasselin (2007), 95–96.

195 »Dans l'*Heptaméron*, le traitement des rapports sentimentaux entre l'homme et la femme se caractérise globalement par l'opposition entre deux « pensées ». Il y a d'une part ce que nous appellerons une pensée « aristocratique-autoritaire ». [...] D'autre part, une pensée que nous appellerons ici « évangélico-affective » semble à l'œuvre : influencée par les débats humanistes sur le mariage, et très réceptive au mouvement évangélique de son époque, Marguerite de Navarre est sensible à la valeur sacramentelle et symbolique du mariage et au mystère divin qui entoure le lien entre l'homme et la femme. Sa correspondance avec l'évêque de Meaux, Briçonnet, en témoigne.« Leushuis (2003), 30–32.

196 »Humanists celebrated Aristotle's and Cicero's ideal of 'perfect' friendship, which stipulated that friends be of equal moral and social stature. Specifically excluding women, this model was premised on homosociality, the mimetic desire between men often involving the exchange of women.« Seifert/Wilkin (2016), 6.

197 »Nous verrons que la valorisation du sentiment de *philia* dans certaines nouvelles de l'*Heptaméron* (la « parfaite amitié » dans les rapports entre l'homme et la femme) s'explique de la même manière. La *philia* et le mystère du septième sacrement anoblissent les rapports entre les sexes et y introduisent une égalité idéale : celle des deux époux devant Dieu, celle des deux amis vivant en symbiose.« Leushuis (2003), 32.

– ein Text, der zu der *querelle de la Belle Dame* mit Blick auf die vermeintliche Grausamkeit von Frauen in der Liebe und somit zur zweiten maßgeblichen Debatte im Anschluss an die *Querelle du Roman de la Rose* (1401–1405) um Christine de Pizan führte.¹⁹⁸ Überdies spielte sich in den 1540er Jahren eine weitere zentrale Debatte der *Querelle des Femmes* am Hofe Franz I. und Margarete von Navarras ab, und zwar die *Querelle des Amyes*, zu welcher der von Marguerite protegierte Antoine Héroët (um 1492–1568) einen maßgeblichen Beitrag leistete.¹⁹⁹ Auch wird die aufkommende Problematik der Krisenhaftigkeit der Ehe im 16. Jahrhundert in Schriften der *Querelle des Femmes* kommentiert, debattiert und auch parodiert, etwa hinsichtlich der Frage, ob ein Mann seiner Ehefrau in *puncto cocuage* – der ›Hahnreischaft‹ – vertrauen könne.²⁰⁰ In Rabelais' 1546 erschienem *Tiers Livre* seiner Pentalogie um den Riesen Gargantua und seinen Riesen-Sohn Pantagruel wird nämlich die Irrfahrt von Pantagruels dümmlichem Reisegefährten Panurge, der auf der Suche nach der Antwort auf die Frage, ob er heiraten solle oder nicht, unbefriedigt von einem Ratgeber zum nächsten stolpert, zum narrativen roten Faden.²⁰¹

¹⁹⁸ Vgl. zur Übersicht zu Christine de Pizan und ihren Werken Zimmermann (2005), besonders 29–30 und 226, sowie Zimmermann (1990), 9–26, d.h. die Einleitung zur ersten deutschen Übersetzung von Christine de Pizans *Livre de la Cité des Dames* (verfasst um 1405). Bei der für 1401–1405 nachgewiesenen Debatte um den allegorischen *Roman de la Rose*, 1235 von Guillaume de Lorris (um 1205–nach 1240) begonnen und 1275 von Jean de Meun (um 1240–nach 1305) fortgesetzt, handelt es sich um eine Diskussion über den ästhetischen und moralischen Wert dieses Liebesromans, wobei Christine de Pizan misogyn Aussagen des von Jean de Meun in deutlich vulgärem Ton verfassten zweiten Teils des Romans kritisierte. Neben Christine waren die königlichen Sekretäre

Jean de Montreuil und Contier Col sowie die Geistlichen Pierre Col und Jean Gerson an der Debatte beteiligt. Anknüpfend an ein de Meun lobendes, heute verlorenes Traktat von Jean de Montreuil (1354–1418), gilt Christine de Pizans briefliche, an de Montreuil gerichtete Replik (entstanden wahrscheinlich im Sommer 1401) als Eröffnung der Debatte. Sie kritisiert darin systematisch die Meuns Ausgestaltung des *Roman de la rose* als unmoralisch und misogyn. Ein Resümee der Debatte bietet etwa Greene (2007). Die Dokumente rund um diese Debatte wurden jüngst neueditiert und kritisch kommentiert von Valentini (2014).

¹⁹⁹ Bertrand de La Borderie (um 1507–nach 1547) verwarf mit seinem Gedicht *l'Amye de Court* (1541) das im dritten Buch des *Cortegiano* entworfene Bild der vollendeten *donna di palazzo*. Als Gegenreaktion verfasste Antoine Héroët, Protégé Marguerite de Navarres, das Lehrgedicht *La Parfaite Amye* (1542). Auch andere Autoren antworteten mit ›Gegengedichten‹. Vgl. Zimmermann (2005), 107, und Bock/Zimmermann (2014), 72.

²⁰⁰ Rabelais referiert in der Folge zwar alle antiken Autoritäten, auf die sich sein Freund, der Jurist André Tiraqueau. (1488–1558), in seiner 1535 veröffentlichten Schrift *Lex Si unquam c. de revoc. donat* bezieht (vgl. zu dieser Schrift ebd., 27, Anm. 4). Letzterer lernte Rabelais im Rahmen eines Gelehrtenkreises kennen, nachdem er 1520 in den Franziskaner-Orden im Kloster Puy-Saint-Martin eintrat und als Mönch in der kleinen, jedoch kulturell bedeutenden Hauptstadt des Bas-Poitou, Fontenay-le-Comte, lebte. Allerdings amüsiert sich Rabelais sichtlich dabei, ebenjene von Tiraqueau evozierten Autoren – Hippokrates (um 460 v. u. Z.– um 370 v. u. Z.), Plinius (um 23–79), Plautus (um 250 v. u. Z.– um 184 v. u. Z.), Aristoteles, Censorinus (3. Jahrhundert) und andere – im dritten Kapitel von *Gargantua* bewusst falsch zuzuordnen, indem er ihre verschiedenen Theorien und Haltungen zur weiblichen Schwangerschaft vertauscht. Vgl. dazu Rabelais (1994), 29, Anm. 6.

²⁰¹ Eine weitere Schrift Tiraqueaus, und zwar eine Abhandlung zu privatrechtlichen Entwicklungen auf dem Gebiet des Eherechts, *De legibus coniubialibus et iure maritale* (›Von den Ehegesetzen und dem Eherecht‹), steht in engem Zusammenhang mit Rabelais' Werk, genauer mit der Ehe- und Misogynie-Thematik des *Tiers Livre*. Dieses regionalrechtliche Traktat, das sich auf gewohnheitsrechtliche Fragen der Region Poitou zu Moral und Ehe bezieht und daraus Ehegesetze ableitet,

4.2.4 Kritik, Spott und Wandel als Element von *alliance*-Beziehungen

Auf einen weiteren Aspekt der *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne sei nun zumindest grundlegend verwiesen, und zwar auf einen, der mit der Wahrnehmung Montaignes als Renaissance-Autor, der vermeintlich Frauen gegenüber nicht besonders wohlwollend eingestellt war, zusammenhängt. Jean Delumeau hält nämlich die *alliance* zwischen Montaigne und Marie de Gournay für erstaunlich, sei doch Montaigne nicht gerade dafür bekannt gewesen, gegenüber Frauen zartfühlend aufgetreten zu sein.²⁰² Dies verwundert auf den ersten Blick nicht, wenn man etwa Montaignes Aussagen in »Von der Freundschaft« (I,27) zu der Frage, ob Frauen zu Freundschaft fähig seien, liest:²⁰³

[L]a suffisance ordinaire des femmes n'est pas pour répondre à cette conférence et communication, nourrisse de cette sainte couture : ni leur âme ne semble assez ferme, pour soutenir l'étreinte d'un noeud si pressé et si durable. Et certes sans cela, s'il se pouvait dresser une telle accointance libre et volontaire, où non seulement les âmes eussent cette entière jouissance mais encore où le corps eût part à l'*alliance* [Herv. d. Verf.], où l'homme fut engagé tout entier : il est certain que l'amitié en serait plus pleine et plus comble : mais ce sexe par nul exemple n'y a encore pu arriver et par les écoles anciennes est rejeté.

Es fällt auf, dass Montaigne hier *alliance* mit Freundschaft gleichsetzt, allerdings damit exklusiv eine Freundschaft zwischen Männern meint, sodass mit *l'homme* hier nicht der Mensch, sondern der Mann bezeichnet ist. Allerdings sollte sich ab der Edition von *Les Essais* des Jahres 1595 eine Passage in »Vom Hochmut« (II,17) finden, mit der Marie de Gournay zur läblichen Ausnahme unter ihren Geschlechtsgenossinnen stilisiert wird, indem ihr zumindest das Potential zur künftigen Entfaltung jener raren Fähigkeit zugestanden wird, eine Freundschaft zu führen. So heißt es darin unter anderem über sie:²⁰⁴

sorgte unmittelbar nach seinem Erscheinen für Aufsehen. Tiraqueaus Werk wird deshalb mit Rabelais in Verbindung gebracht, da beide Männer enge Freundschaftsbande einten und Tiraqueaus Werke Rabelais höchstwahrscheinlich zur Inspirationsquelle für das *Tiers Livre* wurden. Von der tatsächlichen Wertschätzung beider füreinander zeugen außerdem ihre gegenseitigen Widmungen. Der zum Erscheinungszeitpunkt der ersten Auflage seines Werks just mit einem gerade mal zwölfjährigen Mädchen vermählte Tiraqueau stellte in *De legibus connubialibus* nicht nur eheliche Rechtsgrundlagen vor, sondern schrieb eine richtiggehende »Eheanweisung« im Stile der Ehedaxen eines Erasmus oder Vives, die er mit einer rigiden, oft als misogyn bezeichneten Haltung formulierte. Eine profundierte Analyse des Tiraqueau'schen Werks, auch im Hinblick auf seine tatsächliche Misogynie, bietet Veillon (2006). Vgl. zur Problematik der ›Hahnreihshaft‹ vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert insbesondere Maurice Daumas' Studie *Au bonheur des mâles. Adultère et cocouage à la Renaissance. 1400–1650* (2007).

202 »Mais, fait plus étonnant et en même temps plus révélateur de l'évolution que nous retracçons, Montaigne, peu tendre d'ordinaire pour le sexe faible, n'hésita pas à conclure une « alliance » avec Marie de Gournay qui devint son héritière spirituelle, puis la « sœur d'alliance » de Juste Lipse.« Delumeau (1984), 392.

203 Montaigne (2007k): *De l'amitié* (I,27), 193.

204 Montaigne (2007e): *De la présomption* (II,17), 701.

Si l'adolescence peut donner présage, cette âme sera quelque jour capable des plus belles choses, et entre autres de la perfection de *cette très-sainte amitié, où nous ne lisons point que son sexe ait pu monter encore* [...] [Herv. d. Verf.].

Diese Passage wird an anderer Stelle nochmals und intensiver zu besprechen sein. Montaignes Unterstützung für Marie de Gournay deute, so erneut Delumeau, auf tiefgreifende Wandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis im 16. Jahrhundert hin.²⁰⁵ Dabei zeugt Delumeaus 1984 erschienenes Übersichtswerk *La civilisation de la Renaissance* noch von einer inzwischen weitestgehend revidierten Forschungsmeinung, was den Misogynie-Vorwurf an Montaigne betrifft, wie er im Übrigen auch in Bezug auf Rabelais und dessen *Tiers Livre* rund um die Ehedebatten seiner Zeit formuliert worden ist.²⁰⁶ Hierbei wurde davon ausgegangen, dass vermeintlich misogynie Passagen auch in fiktionalen Texten auf eine frauenfeindliche Haltung des Urhebers hindeuten und zudem als Beitrag zu den Geschlechterdebatte der *Querelle des Femmes* gezählt werden könnten, so etwa Passagen in Rabelais' um die Ehefrage kreisendem *Tiers Livre*.²⁰⁷ Mittlerweile sind jedoch differenziertere Lesearten vorgelegt worden, die unter anderem Rabelais' vielmehr seine männlichen Zeitgenossen parodierende Haltung sowie den hohen Stellenwert von Frauen in Montaignes Leben und in *Les Essais* betonten.²⁰⁸

Le Quart livre des faits et dits héroiques du bon Pantagruel – der 1552 erschienene, vierte Band von Rabelais' Pentalogie, in dem die Reiseabenteuer Pantagruels und seiner Gefährten auf der weiteren Suche nach dem Orakel der *dive bouteille* geschildert werden – zeigt, dass *alliance*-Beziehungen bereits aus zeitgenössischer Sicht auch spöttisch-kritischen Auges gesehen werden konnten. Da der Brauch, *alliance*-Beziehungen in Form konstruierter Verwandtschaftsbeziehungen einzugehen, Mitte des 16. Jahrhunderts geradezu inflationär geworden war,²⁰⁹ lässt Rabelais in neunten Kapitel jenes Bandes Pantagruel samt seiner Reisegefährten auf die Insel Ennasin reisen – eine dreieckige Insel, die in Gestalt und Größe Sizilien gleiche und deren Einwohner allesamt platte Nasen hätten.²¹⁰ Auf jener Insel sind »sonderbare Verwandtschaften«²¹¹ anzutreffen, wobei im französischen Text diese Verwandtschaften als *alliances* ausgewiesen sind (*Comment Pantagruel arriva en l'île Ennasin et des étranges alliances du pays*).²¹² Jene »Verwandtschaftsinself« (*l'île des Alliances*) zeichnet sich dadurch aus, dass alle Bewohner ausnahmslos untereinander verwandt oder verschwägert sind und einander mittels kurioser Anreden

205 Vgl. Delumeau (1984), 392.

206 Vgl. hierzu die Diskussion bei Gray (2000), 26f.

207 Vgl. ebd.

208 Vgl. zu einer Revision von Montaignes vermeintlicher Misogynie insbesondere die bereits erwähnten Arbeiten Isabelle Kriers, die mit ihrer Dissertation *Montaigne et le genre instable* die in Sachen Geschlecht und Geschlechterstereotype subversive Qualität von Montaignes Werk nachweist; vgl. Krier (2015) sowie den Beitrag Krier (2017).

209 »De telles coutumes étaient devenues si courantes au XVI^e siècle que Rabelais s'en moqua au chapitre IX du *Quart Livre*.« Delumeau (1984), 392.

210 Vgl. Rabelais (1994), 947, und Rabelais (¹³1994), 537.

211 So lautet die Übersetzung in der deutschen Adaptation; vgl. Rabelais (¹³1994), 537–541.

212 Rabelais (1994), 947–953.

adressieren.²¹³ Von der Inversion eigentlicher Verwandtschaftsverhältnisse (ein Klein-kind spricht den Vater als »liebe Tochter« an und der Vater umgekehrt das Mädchen als »lieben Vater«)²¹⁴ über zueinander passenden Tier- und Essens- bis hin zu Gerätemetaphern entstehen dadurch groteske Komplementärpaare, so etwa wenn Mann und Frau einander beispielsweise »Aal« und »kleiner Tümmler«²¹⁵ oder »Erbse« und »Schote« nennen.²¹⁶ Rabelais' ironische Spiegelung des *alliance*-Brauchtums deutete jedoch nicht auf den Untergang dieser sozialen Praxis hin, die sich im Gegenteil auch im 17. Jahrhundert weiterhin einiger Beliebtheit erfreute. So erkör die mit Marie de Gournay in brieflichem Austausch stehende flämische Universalgelehrte Anna Maria van Schurman (um 1607–1678) die französische Hugenottin Marie Du Moulin (um 1613–1699) zu ihrer *sœur d'alliance*.²¹⁷ Zudem nannte van Schurman ihren Mentor – den französischen Theologen und Hugenotten André Rivet (1572–1651) – *père d'alliance*.²¹⁸ Dieser geschlechtliche Dualismus in der Besetzung von derartigen *alliance*-Relationen konnte sich auch wandeln, denn umgekehrt ließ die reife Marie de Gournay ebenjener Anna Maria van Schurman über Rivet den Vorschlag unterbreiten, als ihre *mère d'alliance* zu fungieren, was den Beginn einer von gegenseitiger Bewunderung, aber auch Kritik geprägten Beziehung markieren sollte.²¹⁹ Dass zudem eine solche Verbindung nicht zwangsläufig das Etikett *alliance* tragen musste, zeigt im 18. Jahrhundert die brisante, da in die *Querelle du quietisme* mündende *amitié spirituelle* zwischen Jeanne-Marie Bouvier de La Motte-Guyon (1648–1717) und ihrem *fils spirituel* François Fénelon (1651–1715).²²⁰ Ein ähnliches Beispiel

²¹³ »Leur parentés et alliances étaient de façon bien étrange ; car étant ainsi tous parents et alliés l'une de l'autre, nous trouvâmes que personne d'eux n'était père ne mère, frère ne sœur, oncle ne tante, cousin ne neveu, gendre ne bru, parrain ne marraine de l'autre.« Rabelais (1994), 947. Diese und die folgenden Zitate aus Rabelais (1994) sind von mir dem Neufranzösischen angepasst worden.

²¹⁴ »Sinon vraiment un grand vieillard enasé, lequel, comme je vis, appela une petite fille âgée de trois ou quatre ans « mon père », la petite fille l'appelait « ma fille ».« Ebd., 947–948.

²¹⁵ »La parenté et alliance entre eux était que l'on appelait une femme « ma maigre », la femme l'appelait « mon marsouin ».« Ebd., 949.

²¹⁶ »Un autre de même saluait une sienne, disant Bonne vie, ma gousse. Elle répondit : « Longue à vous, mon pois ». C'est, dit Gymnaste, un pois en gousse.« Ebd., 949–950.

²¹⁷ Larsen (2016) widmete van Schurman eine Monographie; vgl. zur Relation zwischen dieser und Marie de Gournay ebd., 200–206, sowie zu Marie Du Moulin und van Schurman ebd., 13, 54–55f.

²¹⁸ Vgl. ebd., 28, 101 und besonders 103–106.

²¹⁹ Da es der Umfang dieser Arbeit nicht gestattet, auf diese *alliance* einzugehen, sei lediglich erwähnt, dass Marie de Gournay für van Schurman aufgrund ihres eigenen Engagements für Frauenbildung kaum als Herausgeberin der Werke Montaignes, sondern vielmehr als Verfasserin der bereits besprochenen emanzipatorischen Schriften *Égalité* (1622) und *Grief* (1626) vorbildhaft wurde. Vgl. ebd.

²²⁰ Vgl. dazu Bonnet (2020), 122–135, sowie Grimm (2005), besonders 78–79. Die Witwe Jeanne-Marie Bouvier de La Motte, verheiratete Guyon, gilt als Hauptvertreterin des sogenannten Quietismus in Frankreich, der »letzten bedeutenden theologischen Strömung des ausgehenden 17. Jahrhunderts« (Grimm (2005), 79). Sie entwickelte einen sehr erfolgreichen Missionierungseifer, der sich am Hofe Ludwigs XIV. (1638–1715) u.a. über ihren Einfluss auf dessen morganatische Ehefrau, M^{me} de Maintenon (1635–1719), entfaltete. Allerdings wurde der Quietismus als von gefügiger Selbstaufgabe geprägte, mystische Richtung des Katholizismus bald von Bischof Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704) sowie dem König selbst äußerst kritisch gesehen, da er nicht weniger als die Emanzipation des Individuums von jedweden kirchlichen Vermittlungsinstanzen bedeutete. Der sich

für eine nicht als *alliance* ausgewiesene, künstlerisch-geistige Verbindung liegt im Übrigen auch im 16. Jahrhundert mit dem Duo Michelangelo Buonarroti (1475–1564) und Vittoria Colonna (1492–1547) vor, wobei es sich hier um eine Liebesbeziehung handelte.²²¹

4.2.5 Zusammenfassung und Deutung

Konstruierte Verwandtschaftsbeziehungen in Form von *alliance*-Relationen im frühneuzeitlichen Frankreich einte, so lässt sich resümierend festhalten, dass sie eine auf Sympathie und gleichen Interessen fußende literarisch-künstlerische und intellektuelle Union bedeuteten, die auf ein zunächst im höfischen Kontext entstandenes Ideal zurückgingen. In ihrer jeweiligen Ausprägung divergierten sie allerdings voneinander: Eine *alliance* konnte sowohl zwischen gleich- als auch zwischen gegengeschlechtlichen Parteien bestehen, wie es die Beispiele Charles de Sainte-Marthe und Clément Marot beziehungsweise Maurice Scève und Pernette du Guillet oder Marie Le Gendre und François Le Poulchre, seigneur de La Motte-Messemé, zeigen. Auch hing die Möglichkeit einer *alliance* einzugehen, nicht davon ab, ob eine Verwandtschaftsbeziehung bestand, denn sie konnte sowohl zwischen blutsverwandtschaftlich nicht miteinander Verbundenen eingegangen werden, als auch zwischen bereits miteinander Verwandten, wie es etwa Madeleine Neveu und Catherine Fradonnet als Dames de Roches oder die Geschwister Romieu taten. Bei den gegengeschlechtlichen *alliance*-Relationen fand sich aufgrund der ihnen kulturgeschichtlich zugrunde liegenden *amours d'alliance*, wie sie auf die Verbindung Ludwigs XII. zu Tommasina Spinola zurückgingen und am prominentesten in Margarete von Navarras *Heptaméron* thematisiert wurden, auch Liebe sowie das Moment der Schwärzmerei insinuiert. Hierbei war eine sexuelle Beziehung zumindest in der Selbststilisierung der *alliance*-Partnerinnen und -partner mit Schweigen belegt und damit implizit ausgeschlossen, oder sexuelle Abstinenz wurde, wie für Tommasina Spinola und

zunächst im Kreis um Bossuet bewegende Frühaufklärer François de Salignac de La Mothe-Fénelon lernte M^{me} de Guyon im Oktober 1688 kennen, begann eine geheime Korrespondenz mit ihr und begeisterte sich zunehmend auch öffentlich für den Quietismus. Deshalb wurde er um 1695 vom Hofe in die Provinz nach Cambrai verbannt, um das dortige Erzbistum zu leiten. Ab März 1699 brach zwischen Fénelon und Bossuet ein erbitterter Streit um die Rechtmäßigkeit quietistischer Thesen aus, in den sich selbst der Papst einmischte, wobei Fénelon letztlich das päpstliche Urteil gegen seine quietistischen Positionen anerkennen musste. Indes wurde M^{me} de Guyon aufgrund ihrer Überzeugungen mehrfach jahrelang u.a. in der Bastille inhaftiert.

221 Vgl. zur Qualität ihrer Beziehung den eindeutigen Titel der Monographie von Schurr (2001): *Vittoria Colonna und Michelangelo Buonarroti. Künstler- und Liebespaar der Renaissance*. Die Beziehung zwischen Michelangelo und Colonna begann in den 1530er Jahren – das erste schriftliche Dokument, das ihre Freundschaft belegt, ist auf 1538 datiert – und dauerte bis zu Colonnas Ableben 1547. Dokumentiert ist diese Verbindung nicht nur durch Michelangelos zeitgenössische Biographen Giorgio Vasari und Ascanio Condivi (1525–1574), sondern auch durch eine Reihe anderer Quellen: Neben einer Korrespondenz der beiden Liebenden liegen gegenseitig zugeeignete Gedichte und Kunstwerke vor. So widmete Michelangelo Vittoria eigens für sie erstellte Zeichnungen, und zwar eine Kreuzigungsdarstellung, eine Pietà sowie eine Darstellung von Christus mit dem Samariter (die Werke befinden sich im British Museum und dem Isabella Stewart Gardner Museum). Vgl. dazu Forcellino (2016), 200; außerdem Delumeau (1984), 392.

Ludwig XII. aufgezeigt, über die Ablehnung von Sexualität mit dem eigentlichen Beziehungspartner verdeutlicht. Wiederum ist der dominierende Aspekt der Keuschheit in *alliance*-Beziehungen eventuell mit der Praxis der *virgines subintroductae* auf christliche Ursprünge zurückzuführen. In jedem Fall sind *amours d'alliance* an die ideengeschichtlichen Kontexte der höfischen Liebe sowie der neuplatonischen Liebeskonzeption zurückzubinden: Beide waren auf eine gänzliche oder zumindest starke Sublimierung des erotischen Verlangens und des Liebesbegehrens angewiesen, nämlich zugunsten einer moralisch-didaktischen Veredelung der Sitten der Liebenden²²² beziehungsweise zum Zwecke einer letztlich auf göttliche Erkenntnis zielenden Wahrnehmung menschlicher Schönheit.²²³ Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Tatsache, dass *alliance*-Relationen nicht notwendigerweise bilateral sein mussten, sondern sich – zumindest was die Spuren derartiger Beziehungen in literarischen Texten anbelangt – häufig unilateral ausdrückten, so zu beobachten bei Clément Marots simultaner Verehrung für Margarete von Navarra sowie für ihre Nichte Anne d'Alençon in *De trois Alliances*.

Anhand dieser Bezugnahme Marots auf die beiden Damen werden zwei weitere Aspekte von *alliance*-Relationen deutlich: Patronage-Hierarchien und über *alliance*-Beziehungen hergestellte Netzwerke. Was Ersteres betrifft, verweist die Nennung eines *alliance*-Partners oder einer *alliance*-Partnerin oftmals auf eine Person, zu der ein Verhältnis der Protektion beziehungsweise der Förderung, aber auch ein gewisses Machtgefälle beziehungsweise soziale Abhängigkeit bestand – hier sei an Sainte-Marthes Epigramm für seinen *père d'alliance* Clément Marot erinnert, als dessen ›Lehrling- und ›Kind‹ er sich sah. Dennoch scheint selbst bei einer unilateralen Konstruktion der *alliance*-Relationen die Betonung insoweit auf eine geistig-intellektuelle Beziehung gelegt worden zu sein, dass reale soziale Hierarchien und tatsächliche Verwandtschaftsbeziehungen zwar nicht bedeutungslos wurden, jedoch in den Hintergrund traten. Was den Aspekt der *alliance*-Beziehungen als Werkzeug der Herstellung sozialer Netzwerke angeht, wurde etwa anhand der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung ihrer *Rimes* bereits verstorbenen Pernette du Guillet deutlich, dass sie – durch ihre Nennung als *sœur d'alliance* Maurice Scèves sowie als *cousine d'alliance* Jean de Vauzelles – sich auf diese Weise *post mortem* in ein Netz ihr huldigender Dichterkollegen eingebunden fand.

Hiermit schließt sich der Kreis zu den bereits für La Boétie und Montaigne beziehungsweise Montaigne und Marie de Gournay dargestellten Praktiken der Nachsorge für geistige Erzeugnisse. Wie gezeigt, waren Texte und Dokumente als geistige Erzeugnisse vererbar, wobei der Erblasser testamentarisch hierfür einen Erben einsetzen konnte, wie es das Beispiel La Boéties und Montaignes verdeutlicht. Umgekehrt bedeuteten ein fehlendes Testament oder fehlende Angaben in diesem nicht, dass keine Erbschaft in diesem Sinne vollzogen wurde. So avancierte Marie de Gournay nach dem Ableben Montaignes nicht nur auf Betreiben von dessen Witwe, sondern auch auf Initiative von Pierre de Brach, einem engen Freund der Familie, sowie allen voran dem Druckleger Abel L'Angelier zur Herausgeberin von *Les Essais*. Für Pernette du Guillet's *Rimes* liegt ein vergleichbarer Fall vor, wobei hier der trauernde Ehemann der Verstorbenen sich an den

222 Vgl. Seifert/Wilkin (2016), 9–11); Delumeau (1984), 392.

223 Vgl. zu Platons Theorie der Liebe sowie zu seiner Rezeption und Kommentierung durch Ficino Ebbersmeyer (2017).

Poeten Antoine Du Moulin (um 1510–1551) wandte, auf dass dieser – um hier die Terminologie Kennys noch einmal Anwendung finden zu lassen – die Familienfunktion in puncto posthumer Herausgabe für die Familie du Guillet ausühte.

Allerdings lassen sich vor dem Hintergrund dieser anderen *alliance*-Beziehungen im frühneuzeitlichen Frankreich für die *alliance* zwischen Marie de Gournay und Montaigne mehrere Alleinstellungsmerkmale festhalten. Eine vollständige Kategorisierung und Erklärung sind indes nicht möglich. Dies ist nicht nur der spärlichen Quellenlage geschuldet, aus der keine Korrespondenz zwischen Marie de Gournay und Montaigne hervorgeht, sondern auch der Natur von *alliance*-Beziehungen: Sowohl in ihren kulturgeschichtlichen Wurzeln als auch in ihrer konkreten, historischen Ausgestaltung sind sie trotz Gemeinsamkeiten individuell verschieden. Rekapitulierend hilft es, dabei *ante mortem* und *post morten* zu unterscheiden, obgleich eine solche Differenzierung nur behelfsmäßig sein kann, da es aufgrund der spärlichen Quellenlänge unmöglich ist nachzuvollziehen, ob und wann genau Marie de Gournay zum Beispiel mit Montaignes Familie in Kontakt kam oder ob sie und ihr *père d'alliance* doch eine Korrespondenz unterhielten, die allerdings nicht überliefert ist.

Zunächst lässt sich festhalten, dass Montaignes und Marie de Gournays *alliance* eine auf intellektuellem Austausch fußende Freundschaft sowie eine tiefe geistige und seelische Verbundenheit gewesen sein muss, der nicht nur aus Gründen der Schicklichkeit in Form einer Wahlverwandtschaft Ausdruck verliehen wurde, sondern auch, um Marie de Gournays Eingliederung in die Familie Montaigne zu gewährleisten sowie sie später – man denke erneut an den Brief Pasquier – als jungfräuliche Trägerin des geistigen Erbes ihres *père d'alliance* herauszustellen. Es konnte zudem verdeutlicht werden, dass zum Zeitpunkt des ersten Zusammentreffens Montaignes und Marie de Gournays im Jahr 1588 *alliance*-Beziehungen bereits eine gewisse literatur- und kulturgeschichtliche Tradition in Frankreich hatten, wobei sie mit Rabelais' Parodie sogar als bereits veraltet gelten konnten. Da die Korrespondenz, die eventuell zwischen Marie de Gournay und Montaigne bestand, nicht überliefert ist, kann ihr Verständnis der sie verbindenden *alliance* nicht mehr rekonstruiert werden. Jedoch finden sich in der Selbstdarstellung Marie de Gournays im Zuge von Aussagen in von ihr verfassten Texten zumindest Hinweise darauf, wie sie diese *alliance* verstanden wissen wollte. Dabei fällt ihre eigenmächtig vollzogene Gleichsetzung mit Montaignes Seelengefährten und Freund La Boétie auf. Für beide *alliance*-Beziehungen – sowohl für diejenige Montaignes zu seinem Freund als auch für jene Marie de Gournays zu Montaigne – spielten literarische Kollaboration sowie die posthume Versorgung geistiger Erbschaft in Form der Herausgabe von Werken und der Inobhutnahme von Dokumenten des Verstorbenen die entscheidende Rolle.

Ante mortem half Marie de Gournay dem wie erwähnt im Jahr 1588 noch vor ihrem Treffen bei der Korrektur der Druckfahnen seines Werks schwer erkrankten Montaigne, seine *allongeails* an dem später EB genannten Exemplar anzubringen. In diesem Kontext ist zu betonen, dass ihre Rolle jene der simplen *amanuensis* überstieg, obgleich sie geflissentlich die ihr von Montaigne aufgetragenen Kommentare in EB einschrieb.²²⁴ Zwar

224 Vgl. dazu Desan (2014), 504.

finden sich nur drei von ihrer Hand notierte *allongeails* in jenem Dokument,²²⁵ doch wie gezeigt hatte Marie de Gournay *Les Essais* bereits im jungen Alter mehrfach gelesen und verfügte deshalb über eine geradezu obsessive und profunde Kenntnis des Werks, die ihresgleichen suchte. Somit ist der ihr durch manche Forschungsliteratur zugeschriebene Status der »Sekretärin«²²⁶ Montaignes nicht abwertend zu verstehen: Sie war eine mit ihm auf Augenhöhe agierende Stütze, denn den alternden Staatsmann und Autor strengte die Revision seines Werks zunehmend physisch wie psychisch an und überstieg sogar seine Kräfte.²²⁷

Im Übrigen gewöhnte sich Montaigne die Annotationspraxis mittels *allongeails* erst an, als seine Besuche in Gournay-sur-Aronde begannen.²²⁸

Es ist anzunehmen, dass Marie de Gournay noch vor Montaignes Ableben und in verhältnismäßig kurzer Zeit nach dem ersten Zusammentreffen mit ihm mit seiner Familie bekannt wurde. Dies muss auf eine Weise geschehen sein – beispielsweise durch mündliche Berichte Montaignes oder durch persönliche Treffen mit weiteren Familienmitgliedern, wobei über beides aufgrund fehlender Quellen lediglich spekuliert werden kann –, dass Marie de Gournay das Vertrauen von Montaignes Entourage grundlegend genoss und ihrer Stilisierung als ›Tochter‹ des Hauses Montaigne auch nach dem Ableben ihres ›Vaters‹ nichts entgegenstand. Unterstrichen wird das durch die von ihr gezeigten profunden Kenntnisse der Familie Montaigne in der Widmungsepistel zu *Le Proumenoïr* sowie in *Quatrains pour la maison de Montaigne* ebenso wie durch ihre Widmungen an Montaignes Witwe im Vorwort zu der ersten posthumen Edition von *Les Essais*. Nicht zu vergessen ist außerdem die Übergabe des ihr von Montaigne zugeigneten Rings an dessen Tochter Léonor, die in dem von ihr verfassten und notariell beglaubigten ersten Testament *sœur d'alliance* genannt wird. Hier ist außerdem der Brief Étienne Pasquiers ein wichtiges, obgleich rares Zeugnis, das die Selbstwahrnehmung Marie de Gournays als eine Léonor de Montaigne ebenbürtige Tochter Montaignes sowie als Erbin seines geistigen Nachlasses bekräftigt.

Für die Zeit *post mortem* ist folglich zu konstatieren, dass Marie de Gournays duale Karriere als Herausgeberin maßgeblich, wenn nicht gar notwendig durch den Tod Montaignes und den hieraus resultierenden ›Erbfall‹, mit dem ihr seine schriftliche Hinterlassenschaft zufiel, bedingt wurde. Vergleichend ist hierbei noch einmal an die Bedeutung des Ablebens La Boéties für Montaignes Schreiben an *Les Essais* zu erinnern. Erst durch Montaignes Dahinscheiden wurde es Marie de Gournay möglich, die *alliance* zu Montaigne über dessen Ableben hinaus fortzuführen und sich mit Einverständnis mehrerer Personen aus dessen sozialem Umfeld – vom Druckleger über die Witwe und die Tochter des Verstorbenen bis zum Freund der Familie – als *fille d'alliance* zu stilisieren. Einerseits konnte sie durch geschickte Platzierungen dieses Epithetons in Texten nicht nur

²²⁵ Vgl. dazu Hoffmann/Legros (2018), 1699.

²²⁶ Vgl. zu ihrer Bezeichnung als Sekretärin Kritzman (2009), 122, sowie Desan (2014), 504.

²²⁷ So stellt Philippe Desan mit Blick auf das erste *allongeail*, das sich auf Heinrich IV. bezog, fest: »Ce premier ajout dans les marges de ce que deviendra l'Exemplaire de Bordeaux révèle un constat politique par personne interposée, comme si Montaigne n'était plus en mesure lui-même.« Desan (2014), 504.

²²⁸ Vgl. dazu ebd. sowie Hoffmann/Legros (2018).

ihre Zugehörigkeit zum Hause Montaigne markieren und die schriftlichen Erzeugnisse ihres *père d'alliance* mit ihren Vorworten zu *Les Essais* verteidigen, sondern auch ihre eigenen Tätigkeiten als Herausgeberin und *femme de lettres* legitimieren. Andererseits trug sie mit ihren als Familienliteratur auszuweisenden (Para-)Texten zur Stilisierung des Hauses Montaigne als Ort herausragender Literaturproduktion bei. Dies scheint nur vordergründig dem Umstand zu widersprechen, dass der Verfasser von *Les Essais* und damit maßgebliche Literaturproduzent des Hauses zu jenem Zeitpunkt nicht mehr am Leben war. Auch scheint es nur auf den ersten Blick im Gegensatz zu Montaignes Vorgehen zu Lebzeiten zu stehen, sich aufgrund der wie erwähnt unter Angehörigen des Amtsadels verpönten Aktivität des Schreibens insbesondere zu Beginn der Veröffentlichungen von *Les Essais* bewusst als dilettantisch Schreibender zu gerieren. Ohnehin darf bereits *ante mortem* der Wert der literarischen Aktivitäten rund um *Les Essais* für den sozialen Status der Familie Montaigne nicht unterschätzt werden.²²⁹ Als Montaigne verstarb, hatte er sich nicht nur als amtsadeliger Gesandter und Politiker sowie Träger des Michaelsordens einen Namen gemacht, sondern auch durch *Les Essais* einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt.²³⁰ Marie de Gournays scharfzüngige Verteidigung des Werks in und mit ihrem ersten Vorwort verdeutlicht aber auch, dass es verschiedenen Kritikpunkten ausgesetzt war.²³¹

Was nun umgekehrt ihren sozialen Status anbelangt, so legen die oben genannten Ausführungen Kennys es nahe, dass die verarmte Schwertadelige das Epitheton *fille d'alliance* in Ermangelung eines angeheirateten oder anderweitig rechtlich erworbenen Adels-titels führte. Allerdings greift eine solche Leseart zu kurz, da bereits die Namenswahl ›de Gournay‹ auf eine Neuschreibung der patrilinearen Familientradition des Hauses Le Jars/de Hacqueville hindeutet und zeigt, dass Marie de Gournay in Bezug auf ihren Titel einen bewusst eigensinnigen Weg einschlug. Dessen ungeachtet ist davon auszugehen, dass sie sich zumindest in jungen Jahren des Namens Montaigne durch ihre Stilisierung als ›Tochter‹ des Hauses bediente – und aufgrund ihrer sozialen Position als alleinstehende Frau in der Verlagswelt des 16. und 17. Jahrhunderts auch bedienen musste –, um sich zu legitimieren. Deutlich geworden ist aber ebenso, dass sie, im Vergleich zu anderen verlegerisch oder schriftstellerisch tätigen Frauen ihrer Zeit, mit einem damals erstaunlichen Grad an Autonomie ihre duale Karriere als Herausgeberin und *femme de lettres* verfolgte.

Die sich aus all dem ergebenden auffälligsten und bedeutendsten Gesichtspunkte, welche die *alliance* zwischen Montaigne und Marie de Gournay *post mortem* ausmachten und von anderen *alliance*-Relationen in der Frühen Neuzeit abheben, sind demnach zum

²²⁹ So setzte Montaigne wie gezeigt verschiedene Exemplare von *Les Essais* geschickt als Geschenke an Würdenträger ein, etwa einen Band der ersten Edition des Jahres 1580, den er Heinrich III. persönlich während einer Audienz bei Hofe übergab, oder das von ihm nach Rom mitgeführte Exemplar, das er nach Prüfung durch die Zensoren des Vatikans letztendlich Papst Gregor XIII. überreichen konnte.

²³⁰ Vgl. zur ersten Rezeption (1580–1590) von *Les Essais* die Monographie von Millet (1995). Er zeigt in der Einleitung auf, dass Montaigne noch zu Lebzeiten verschiedene kritikwürdige Aspekte von *Les Essais* bewusst waren (vgl. ebd., 5).

²³¹ »*Lecteur, je veux rechercher les causes du froid recueil que notre vulgaire fit d'abord aux *Essais*.*« Gournay (2002h): *Préface* »longue«, 278–279.

einen die Kontinuität der von Marie de Gournay ausgeübten Familienfunktion, die bis 1635 *Les Essais* als mehr oder minder unangefochtene Expertin für das Werk ihres *père d'alliance* verteidigte. Zum anderen sind die hieraus resultierende und für ihre Zeit ungewöhnliche Herausgeberschaft der jungen Frau sowie die von ihr verfasste Familienliteratur zu nennen, mit der sie sich in die Familie Montaigne einschrieb und diese zugleich repräsentierte sowie dazu beitrug, den sozialen Status des Hauses als Ort eines angesehenen, doch verstorbenen Literaturproduzenten abzusichern. Im Folgenden werden die textuellen Grundlagen für diese Übertragungspraxis untersucht. Zum einen werden jene raren Stellen in *Les Essais* beleuchtet, in denen von Marie de Gournay die Rede ist, zum anderen Montaignes Vorgehen eruiert, *Les Essais* zum konsubstantiellen Werk und zu seinem textgeborenen, geistigen ›Kind‹ zu erheben.

